This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LEDUC
4618
29.4

Das

Princip des Katholicismus

und die

Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage

von

Georg Freiherrn von Hertling.

Vierte, unveränderte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Educ 4618.99.4

Harvard College
Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN HARVEY TREAT
OF LAWRENCE, MASS.
CLASS OF 1862

Das

Princip des Katholicismus

und die

Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage

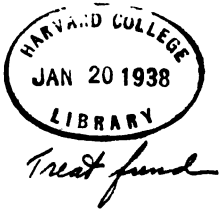
von

Georg Freiherrn v. Hertling.

Vierte, unveränderte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1899.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Educ 46 18.99.4



Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Seite

1. Zur Einleitung 1
2. Das Princip des Katholicismus 11
3. Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen 16
4. Freiheit der Wissenschaft 31
5. Hindernisse, die überwunden werden müssen 54
6. Gibt es eine katholische Wissenschaft? 90

1. Zur Einleitung.

Daß an den Universitäten die Katholiken nur in einer kleinen Minderheit vertreten sind, ist eine alte Klage. Ueber ungenügende Parität in der Besetzung der Beamtenstellen wird seit Jahren in der Presse und in den Parlamenten der Einzelstaaten, insbesondere im preußischen Abgeordnetenhause, begründete Beschwerde erhoben. Neuerdings aber sind wir durch die Statistik darauf geführt worden, die Veranlassung jener Klagen und Beschwerden mit einer andern Thatsache in Verbindung zu bringen. An dem Besuche der Unterrichtsanstalten, durch welche der Weg zu den gelehrten Berufen geht, sind die Katholiken im Verhältniß zu ihrer Gesamtzahl erheblich geringer betheiligt als die Protestanten. Es ist nicht nöthig, die Ziffern hier mitzutheilen; sie sind seit drei Jahren wiederholt durch die Blätter gegangen. Aus ihnen aber ergibt sich, daß wir es bei jener ungenügenden Vertretung der Katholiken mit einer Gesamterscheinung zu thun haben, zu deren Erklärung es nicht ausreicht, das Cliquenwesen unter den Professoren oder das erbliche Mißtrauen protestantischer Regierungen gegen katholische Beamte heranzuziehen.

Gewiß, der Weg eines katholischen Gelehrten, der die akademische Laufbahn einschlagen will, ist ein steiler und schwieriger. In der Regel fehlen ihm von vornherein die persönlichen Beziehungen. Man kennt ihn nicht, und man denkt deshalb auch nicht an ihn, wenn es sich darum han-

delt, Vorschläge für eine zu besetzende Professur zu machen. Auch wenn es ihm gelingt, durch wissenschaftliche Arbeiten die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist jenes Hinderniß nicht völlig beseitigt. „Letzterer soll ultramontan sein," schrieb vor bald 25 Jahren ein hervorragender Fachmann, als ihn eine Universität um sein Gutachten angegangen und er unter den möglicherweise in Frage kommenden Persönlichkeiten auch den Schreiber dieses genannt hatte. Dabei braucht man gar nicht immer an bösen Willen und directe Feindseligkeit zu denken; es ist weit mehr die Scheu vor dem Ungewohnten und Fremdartigen. Aber gerade darin zeigt sich der schlimme Zirkel. Weil der Schwierigkeiten so viele sind, darum halten sich die Katholiken von der akademischen Laufbahn zurück, und eben diese Zurückhaltung ist es, deren Ergebniß die Schwierigkeiten begründet und die vorhandenen steigert. Wären wir erst einmal in den Facultäten allerwärts durch namhafte Mitglieder vertreten, so wären auch sofort die Aussichten des Nachwuchses ganz erheblich gebessert, vorausgesetzt, daß ein solcher Nachwuchs vorhanden wäre und man bei jeder Vacanz, möge sie nun klassische Archäologie oder Botanik, Staatsrecht oder Nervenphysiologie betreffen, auf katholische Privatdocenten hinweisen könnte.

Daß in einzelnen Staaten die Katholiken seit Generationen von den höhern Staatsämtern ausgeschlossen wurden, läßt sich ernsthaft nicht bestreiten. Die Thatsachen reden eine zu laute Sprache. Auch weiß man ja, daß, seitdem die Katholiken begonnen haben, unterstützt durch die parlamentarische Lage, die Paritätsforderungen energisch zur Geltung zu bringen, auf der andern Seite geschäftige Hände bestrebt sind, die Staatsgefährlichkeit des Katholicismus dadurch zu begründen, daß sie dem Syllabus vom Jahre 1864 eine Deutung geben, die er ausgemachtermaßen

nicht besitzt, oder Auslassungen älterer Moralisten über die Verbindlichkeit des Eides ausgraben, denen in der Heutzeit jeder Boden entzogen ist. Wie begründet aber auch die Beschwerden über systematische Zurücksetzung der Katholiken erscheinen müssen, ihre unerläßliche Ergänzung bildet doch der Hinweis auf eine ausreichende Zahl geeigneter Bewerber, und in dieser Beziehung gibt die erwähnte Schulstatistik jedenfalls gerechten Anlaß zu ernster Selbstprüfung und erneuter Anspannung aller Kräfte.

Als ich es zuerst unternahm, weitere Kreise der Gesinnungsgenossen mit der unliebsamen Thatsache bekannt zu machen, daß wir Katholiken, was den Zugang zu den gelehrten Berufen betrifft, unverhältnißmäßig hinter unsern protestantischen Landsleuten zurückgeblieben sind, lag mir daran, den Gründen der Erscheinung nachzugehen. In ausdrücklicher Beschränkung auf ein einzelnes Gebiet, das heutige Bayern, glaubte ich sie in einem geschichtlichen Processe suchen zu sollen, welcher in seinen Anfängen auf die Neugestaltung des Staates beim Beginn des Jahrhunderts zurückreicht.

Von Anfang an hatten die protestantischen Unterthanen des neuen Königreiches einen Bildungsvorsprung. Sie recrutirten sich zu einem großen Theile aus dem vermöglichen und gebildeten Bürgerthum der neu gewonnenen Städte Augsburg, Nürnberg, Regensburg. In wachsendem Maße füllten ihre Nachkommen zuerst die gelehrten Schulen und demnächst die gelehrten Berufe. Dem katholischen Landvolke aber waren um dieselbe Zeit durch die Säcularisation die Stätten entzogen worden, welche seit Jahrhunderten begabtern Söhnen wissenschaftliche Bildung verschafften und ermöglichten. Die hierdurch entstandene Lücke konnten die staatlichen Lehranstalten schon um deswillen nicht ausfüllen, weil sie naturgemäß nur an einzelnen größern Orten er-

richtet wurden, abgesehen davon, daß ihre Anzahl gerade in den ganz oder überwiegend katholischen Landestheilen bis auf den heutigen Tag eine ungenügende war.

Ich dachte also nicht, wie meine Aeußerung mißverständlich wiedergegeben worden ist, an die „Ueberweisung zahlreicher katholischer Landestheile und Bevölkerungen an protestantische Fürsten und Regierungen", sondern gerade umgekehrt an den Zuwachs, welchen ein ursprünglich rein katholischer Staat durch den Anfall protestantischer Gebietstheile erfuhr. Ich legte besonderes Gewicht darauf, daß sich darunter Städte von der Bedeutung der zuvor angeführten befunden haben, deren Angehörige alsbald, und seitdem in wachsender Progression, die Candidaten für den Staatsdienst und die Schüler für die höhern Lehranstalten lieferten. Und wenn ich die Meinung aussprach, daß demgegenüber durch die Säcularisation dem Bildungswesen der katholischen Landestheile mit ihrer überwiegenden ländlichen Bevölkerung ein schwerer Schlag versetzt und ein nachhaltiges Uebel zugefügt worden sei, so habe ich durchaus nicht geglaubt, gerade damit etwas Neues zu sagen.

Im ersten Kapitel seiner Lebenserinnerungen spricht Ringseis ausführlich über diesen Punkt. Wenn man sein Urtheil über die Folgen der Klosteraufhebung in Bayern ultramontaner Voreingenommenheit bezichtigen und darum nicht gelten lassen will, so sind damit seine thatsächlichen Angaben nicht aus der Welt geschafft. Er selbst kam mit neun Jahren in die Klosterschule der Cistercienser in Walderbach, einem kleinen, noch heute 14 km von der Eisenbahn entfernten Orte der Oberpfalz, und verweilte dort zwei Jahre lang in der Gesellschaft von zehn bis zwölf Schülern. Gegenstand des Unterrichts waren biblische Geschichte, Naturgeschichte, Latein, Griechisch, Arithmetik, Geographie und Musik. Nach der Klosteraufhebung mußte eine derartige

Decentralisation der Lehranstalten, wie dieses Beispiel sie veranschaulicht, schon allein an dem Kostenpunkt scheitern, und doch war sie ganz besonders geeignet, talentvolle Söhne der Landbevölkerung den gelehrten Berufen zuzuführen. Ringseis weiß denn auch zu berichten, daß der Zuzug zu den letztern aus seinem Geburtsorte, dem armen oberpfälzischen Marktflecken Schwarzhofen, unter dem Einflusse und unter der Nachwirkung der alten Verhältnisse weit größer war als in der spätern Zeit.

Auch die weitere Angabe desselben Gewährsmannes gehört in diesen Zusammenhang, daß damals die Klöster St. Emmeram und Niederaltaich die Professoren für alle bayrischen Gymnasien, Lyceen u. s. w. lieferten, „so daß scherzweise die Rede ging: In Altaich und St. Emmeram wachsen die Professoren auf dem Mist“ [1]. Damit vergleiche man die Thatsache, daß nach der neuesten Schulstatistik von den an den staatlichen Mittelschulen in Bayern wirkenden Lehrern nur noch etwas mehr als die Hälfte der katholischen Confession angehört.

In diesem Sinne also meinte ich es, wenn ich die Säcularisation als einen Factor in dem Processe bezeichnete, welcher zu einem Zurückdrängen der Katholiken und steigenden Vordringen der Protestanten, zunächst in Bayern, geführt hat. Der katholischen Bevölkerung waren die altgewohnten Zugänge zur höhern Bildung abgeschnitten, sie war dadurch von vornherein den Protestanten gegenüber im Nachtheil, welche die neuen Einrichtungen mitbrachten oder sich doch leichter in ihnen zurecht fanden.

Für diese Betrachtung kommt es daher auch nicht darauf an, wie hoch oder wie niedrig am Vorabende der

[1] Erinnerungen des Dr. J. N. v. Ringseis, gesammelt und herausgegeben von Emilie Ringseis, I (1886), 20. 37. 52. 57. 59.

Säculariſation der Stand der Wiſſenſchaft im katholiſchen Deutſchland war, und wie es ſich damit insbeſondere an den Höfen der zahlreichen geiſtlichen Fürſten verhielt. Auch wenn ſie ſämtlich blühende Stätten geiſtiger Cultur geweſen wären, ſo hätte ja darin kein Heilmittel gelegen gegen ein Uebel, das durch ihre Beſeitigung und die gleichzeitige Aufhebung aller Klöſter und Stifte der katholiſchen Bevölkerung zugefügt wurde. Umgekehrt, wenn die geſchichtliche Wahrheit erforderte, den Stand der katholiſchen Wiſſenſchaft am Ausgange des 18. Jahrhunderts möglichſt niedrig zu ſetzen, ſo bliebe doch wahr, daß die Säculariſation zu den Urſachen gehört, auf welche es zurückzuführen iſt, daß wir *heute* im gelehrten Betriebe ungenügend vertreten ſind.

Von den vielen Tauſenden von Knaben, welche alljährlich zum erſtenmal die Schwelle der gelehrten Schule überſchreiten, gelangt ein größerer oder geringerer Procentſatz in die höhern Beamtenſtellen, eine kleine Anzahl zu Namen und Anſehen in der Wiſſenſchaft. Wenn, wie die Statiſtik nachweiſt, an jenem jährlichen Zuzug die Katholiken relativ weniger betheiligt ſind als die Proteſtanten, und dieſes Mißverhältniß eine ſteigende Progreſſion erkennen läßt, ſo wird es auch in ſteigendem Maße in jenem Procentſatze zum Ausdrucke kommen und innerhalb der kleinen Zahl derer, die aus der Wiſſenſchaft ihren Lebensberuf machen. Wenn alſo, wie ich für ausgemacht halte, die Säculariſation in weitem Umfange dazu beitrug, den Zugang der Katholiken zur höhern Bildung einzuſchränken, ſo kann man in der That behaupten, daß wir auch auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete bis zum heutigen Tage unter ihren Nachwehen leiden.

Aber auch darüber hinaus und in einem andern Sinne kann man es billigerweiſe behaupten. Hergebrachtermaßen

gilt von den alten, rein katholischen Universitäten das Urtheil, daß sie auf einem niedrigen wissenschaftlichen Niveau gestanden hätten. Ob die protestantischen, abgesehen von dem einen Göttingen, das gleich zu Anfang mit vorzüglichen Kräften ausgestattet wurde, sämtlich so viel höher standen, soll hier nicht untersucht werden. Aber gewiß ist doch das eine: wenn die katholischen Anstalten geblieben wären, so würden sie sich auf die Dauer dem Wettbewerb mit den protestantischen Hochschulen gar nicht haben entziehen können, sie wären gezwungen worden, das wissenschaftliche Niveau zu erhöhen. Und für die Katholiken wäre in ausreichendem Maße Anreiz und Möglichkeit vorhanden gewesen, sich dem wissenschaftlichen Berufe hinzugeben. Statt dessen hob man die meisten auf und beseitigte an den übrig gebliebenen den stiftungsmäßig katholischen Charakter. Dagegen schlossen Halle und Königsberg bis tief in die zweite Hälfte des Jahrhunderts statutenmäßig katholische Docenten aus; in Rostock ist dies noch heute der Fall.

Daß die unliebsamen Thatsachen der Gegenwart nach allen Richtungen, unter allen Gesichtspunkten und für das gesamte katholische Deutschland ausreichend und endgiltig mit dem Hinweise auf die Säcularisation erklärt seien, habe ich trotzdem nicht behauptet und will ich nicht behaupten. Und am wenigsten war es meine Absicht, durch jenen Hinweis uns Lebende von heute aller Schuld los und ledig zu sprechen. Wenn sich äußere Gründe für das Zurückbleiben der Katholiken in den gelehrten Berufen anführen lassen, so entbindet das nicht von der Pflicht, auch die andere Frage unbefangen und vorurtheilsfrei zu erörtern, ob vielleicht unabhängig von den geschichtlich gewordenen Verhältnissen politischer und socialer Art *innere* Gründe einer allseitigen Entfaltung regen wissenschaftlichen

Geistes in unserem Lager hinderlich waren, vielleicht noch sind.

Diese Erörterung ist nun freilich so einfach nicht. Sie erfordert völlige Klarstellung des Zieles, das sie verfolgt, wie der Grundlage, auf welcher sie sich bewegt. Ich schreibe hier kein apologetisches Werk und lehne es selbstverständlich ab, den banalen Vorwurf eigens zu widerlegen, daß die katholische Kirche, das Christenthum, ja zuletzt jede Religion ein Hinderniß höherer Cultur und eine Beschützerin der Unwissenheit sei. *Andererseits aber ist gewiß, daß der Werth der christlichen Religion nicht zusammenfällt mit ihrer Bedeutung für den Culturfortschritt der Völker.* Die gegentheilige Annahme wäre nur ein anderer Ausdruck für den schuldvollen Irrthum der Juden, welche von Christus die Gründung eines irdischen Messiasreiches erwarteten. Die christliche Religion will allerdings den ganzen Menschen ergreifen und demgemäß auch in dem irdischen Leben zum Ausdrucke gelangen; aber sie stellt dieses letztere in einen größern und weitern Zusammenhang hinein, und indem sie andere und höhere Güter kennt und verheißt als die dem irdischen Leben angehörigen, will sie auch ihrerseits nicht mit einem Maßstabe gemessen sein, der diesen letztern entnommen ist und nur mit ihnen zu rechnen weiß.

Auf der andern Seite aber: jener höhere Zusammenhang, in welchen das Christenthum den Einzelnen hineinstellt, hebt die natürliche Beschaffenheit des Menschen und seine darin gründenden Bestrebungen und Pflichten nicht auf, nicht die Pflicht, seine Kräfte zu gebrauchen, nicht das Streben, sein irdisches Können und Wissen nach allen Richtungen hin zu steigern und zu erweitern. Und hieraus ergibt sich dann das schwierige Problem, vor welches die christliche Moral ihre Jünger stellt: *Anspannung*

voller geistigen und physischen Kräfte, um in gewissenhafter Arbeit Ziele zu verfolgen, die doch nicht als ein Letztes und schlechthin Werthvolles gelten dürfen. Kein Zweifel aber auch, daß die Lösung dieses Problems mit der höchsten Vollendung menschlichen Daseins zusammenfällt, daß es die Herrschaft des Geistes und seiner Freiheit über alles bloß Physische darstellt, die siegreiche Auswirkung der Persönlichkeit, wie immer auch die äußern Daseinsbedingungen beschaffen sein mögen. In der Hast und Unruhe des modernen Lebens, welches den Kampf ums Dasein als das Grundgesetz des ganzen Weltgetriebes proclamirt und in Arbeit, Gewinn und Genuß alles zu erschöpfen glaubt, was für den Menschen die kurze, räthselvolle Erdenwanderung einschließt, mag jenes Ideal der christlichen Moral vielen entschwunden sein. Es ist nothwendig, daran zu erinnern und sich daran zu orientiren, wenn es gilt, die Stellung des Katholicismus zu irgend einer Seite der Cultur unzweideutig zu bestimmen.

Gerade die Wissenschaft aber hat am wenigsten Ursache, eine solche Orientirung zu fürchten. Kaum eine andere Seite menschlicher Geistesthätigkeit läßt sich so wie sie völlig und ohne Rest jenem höchsten Ideale einordnen. Wer die Wahrheit sucht und nichts als die Wahrheit, nicht die eigene Befriedigung, nicht äußere Ehre, der wird den Werth seines eigenen Thuns nicht leicht überschätzen, er ist sich bewußt, in wie enge Grenzen unser Erkennen eingeschlossen ist, und verschließt sich nicht gegen die Ahnung einer höhern Wahrheit, von welcher die hienieden erreichbare nur ein schwacher Abglanz ist.

Aber ein anderes ist es, ein hohes Ideal zu erkennen und anzuerkennen, ein anderes, dasselbe in consequenter Entschlossenheit und unermüdlicher Arbeit zu verwirklichen.

Jenes christliche Ideal der Lebensführung schließt ein Doppeltes ein, die Setzung eines jenseitigen Zieles von überragendem Werthe und zugleich die rüstige Förderung der im Diesseits gelegenen. Zwei falsche Extreme sind daher gleich sehr zu vermeiden: nach der einen Richtung die restlose Hingabe an die Mühen und Pflichten des irdischen Lebens, nach der andern aber ganz ebenso die ausschließliche Hervorkehrung unserer überweltlichen Bestimmung. Wohl weiß die Geschichte der Kirche von hervorragenden Persönlichkeiten, welche in vollendeter Weltabgekehrtheit den Bedingungen des zeitlichen Daseins entrückt zu sein schienen, und für welche nichts einen Werth besaß, was nicht mit dem übernatürlichen Endziele in unmittelbarstem Zusammenhange stand. Ihre Aufgabe war es, einem Zeitalter als Gewissen zu dienen und die nach allen Seiten ruhelos und endlos verlaufenden Bestrebungen der Menschheit auf ihr Centrum zurückzulenken. Statt aller andern mag an den hl. Franz von Assisi erinnert werden und seine durch die Jahrhunderte nachwirkende Bedeutung. Aber die Kirche hat nie behauptet, daß das, wozu die Vorsehung einzelne Ausnahmemenschen berufen hat, sich zum Moralprincip für alle ausweiten ließe; sie hat nie den Satz aufgestellt, daß wir uns des Uebernatürlichen nur bemächtigen könnten durch Vernichtung des Natürlichen. Sie hat darum auch nie gelehrt, daß echter Glaube den Verzicht auf das Wissen in sich schließe.

Damit ist der Standpunkt bezeichnet, von dem aus die nachfolgende Erörterung angestellt ist, zugleich aber auch schon die Richtung angedeutet, in welcher sich die vermutheten innern Gründe finden lassen werden, welche ein Zurückbleiben der Katholiken im wissenschaftlichen Wettbewerb der modernen Welt erklären, wenn auch keineswegs rechtfertigen könnten. Zunächst aber ist es nothwendig,

sowohl das eigentliche und auszeichnende Princip des Katholicismus scharf herauszustellen, als über den Begriff der Wissenschaft und das, was er einschließt und voraussetzt, deutliche Vorstellungen zu gewinnen.

2. Das Princip des Katholicismus.

Der Katholicismus ist „eine Religion der Jenseitigkeit", wie ein moderner Ausdruck lautet. Die Anerkenntniß eines von der Welt des Raumes und der Zeit unterschiedenen persönlichen Gottes und die Annahme des Fortlebens unserer Seele nach ihrer Trennung von dem Leibe sind die beiden Grundpfeiler, auf denen das ganze Gebäude ruht. Es war falsch und einseitig, wenn Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" den wesentlichen Inhalt des Neuen Testaments in der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele erfassen wollte. Wahr aber ist, daß kaum ein anderer Gedanke so mächtig das Bewußtsein der ältesten Christen erfüllt. In unzähligen Wiederholungen bekunden die Inschriften in den Katakomben die Ueberzeugung, daß dieses sichtbare Leben nur eine Vorstufe bildet für ein höheres Leben im Jenseits.

Im Katholicismus ist die Religion nicht die Befriedigung subjectiven Empfindens, das seine wechselnden Zustände mit Hilfe der Phantasie zu äußern Gestalten umprägt. Er hat einen objectiven, lehrhaften Inhalt; er umschließt ein System von Wahrheiten, welche Antwort geben auf die höchsten und letzten Fragen, Fragen, die weit hinausgehen über das bloße Woher und Wohin unseres armen Erdendaseins.

Diesen Inbegriff von Wahrheiten aber hat nicht ein einzelner Verstand oder eine Philosophenschule ausgeklügelt, er ist mitgetheilt durch göttliche Offenbarung, und er wendet

sich darum an den Glauben. Der Katholicismus setzt den Glauben an die Thatsache der Offenbarung voraus und begründet die Glaubwürdigkeit der einzelnen Wahrheiten eben damit, daß sie Bestandtheile dieser Offenbarung bilden.

Durch dies alles stellt sich der Katholicismus in scharfen Gegensatz zu der verbreiteten naturalistischen Denkweise der Gegenwart. Es hätte keinen Sinn und würde nur zu unhaltbaren Compromissen führen, wollte man diesen Gegensatz verdecken. Dagegen scheidet das bisher Gesagte den Katholicismus nicht von dem Protestantismus in seiner ursprünglichen, auch heute sicherlich noch von vielen festgehaltenen supranaturalistischen Gestalt. Sprechen wir also vom Princip des Katholicismus, so ist darunter etwas anderes zu verstehen: die Anerkennung der Kirche als der von Christus gestifteten, in der Menschheit wirkenden Heilsanstalt, und worauf es in dieser Erörterung vor allem ankommt: die Anerkennung des kirchlichen Lehramts zur Bewahrung und Verkündigung der von Gott geoffenbarten und in der Kirche hinterlegten Heilswahrheiten. Der Katholik glaubt, was Gott geoffenbart hat und die katholische Kirche zu glauben vorstellt. Das steht in jedem Katechismus, das entwickelt und begründet, gestützt auf die Ueberlieferung der Jahrtausende, jedes Lehrbuch der Dogmatik; aber es ergeben sich daraus nach verschiedenen Seiten hin die wichtigsten Consequenzen. Hier liegt der Punkt, an welchem sich die Stellung des Katholiken zu dem Inhalte seines Glaubens in bestimmter Weise von der des Protestanten trennt.

Dem Katholiken ist die religiöse Wahrheit etwas Gegebenes, etwas, das zunächst von außen an ihn herantritt, das er in sich aufnimmt, damit es in ihm — wie die Kirche lehrt, unter übernatürlichem Gnadenbeistande —

lebendig werde; aber sie ist ihrer Natur nach für den Einzelnen nicht ein Selbstgefundenes, Selbsterzeugtes, Selbsterlebtes. Sie ist darum auch der Substanz und dem Wesen nach die gleiche für alle, für Gebildete und Ungebildete, für den gelehrten Theologen wie für die betende Bäuerin. Und dies begründet in unsern Augen nicht etwa einen Mangel, sondern im Gegentheile einen Vorzug des Katholicismus; die Kirche will nicht nur Völkerkirche, sondern vor allem Volkskirche sein. Daß das Evangelium den Armen gepredigt werde, gab der Heiland den Jüngern des Johannes als eines der Zeichen seiner göttlichen Sendung an. Es ist die eine göttliche Wahrheit, die für alle gilt und allen die gleiche Norm der Lebensführung darbietet. Was sich dem einzelnen auserlesenen Geiste in eindringender Denkarbeit darstellen mag, oder was er in seinem Gemüthe durchempfunden hat, nützt im besten Falle nur ihm selbst und dem engen Kreise persönlicher Anhänger und Bewunderer, aber es entzündet kein Licht, um die Welt zu erleuchten. Verschiedene Grade innerer Aneignung der einen göttlichen Wahrheit sind dadurch selbstverständlich nicht ausgeschlossen. Aber es wird immer die Minderzahl sein, welche in ihren Inhalt tiefer einzudringen und das im Glauben Erfaßte gleichsam noch einmal durch eigene geistige Arbeit zu ergreifen sucht.

Damit hängt noch ein anderes zusammen, worin sich vielleicht am allerschärfsten der Gegensatz gegen die verbreitete Denkweise ausdrückt, das aber trotzdem hier, wo es ja gerade auf Klarstellung ankommt, in aller Ruhe ausgesprochen werden muß. Die katholische Kirche lehrt, daß die gläubige Annahme der von Gott geoffenbarten, von der Kirche vorgestellten Wahrheit Pflicht ist. Diese Lehre theologisch zu begründen, ist hier nicht die Aufgabe und nicht meines Amtes. Daß aus ihr kein Hinderniß

für die volle Selbständigkeit des Forschers auf dem wissenschaftlichen Gebiete erwachse, wird später erwiesen werden. Diese Glaubenspflicht, welche die katholische Moral statuirt, fällt ganz und gar in das Gebiet der individuellen Sittlichkeit. Nur Gott und seinem Gewissen ist der Einzelne hier Rechenschaft schuldig. Wir können es geschichtlich verstehen, wenn frühere Zeiten den Abfall vom Glauben als staatliches Verbrechen brandmarkten; aber wir verwerfen heute eine solche Vermengung des Geistlichen und Weltlichen, und kein Verständiger wünscht die Wiederkehr des Staatszwanges in Glaubenssachen. Aber man verlange nun nicht das Umgekehrte von uns, daß wir es gar als eine That von besonderem sittlichen Werthe preisen, wenn jemand dem Glauben seiner Jugend den Rücken kehrt, um in rücksichtsloser Consequenz nur das festzuhalten, was seinem eigenen Forschen und Denken entstammt.

Ein letzter Punkt ist noch zu erörtern, auf die Gefahr hin, damit das theologische Gebiet zu betreten, welches ich im übrigen möglichst zu vermeiden suche. Das kirchliche Lehramt bezeugt sich selbst, denn es ist kein todter Buchstabe, sondern eine lebendige Macht. Besäßen wir als äußeres Zeugniß der Offenbarung nur den Text der Heiligen Schrift, so hätten wir zu gewärtigen, daß der Inhalt unseres Glaubens durch die schwankenden Ergebnisse der Bibelkritik beeinflußt würde. Ich habe hiervon schon einmal in einem andern Zusammenhange gesprochen und damals bemerkt: weil wir das lebendige Lehramt der Kirche besäßen, darum „fürchte man sich in unsern Kreisen auch nicht vor Handschriftenfunden in orientalischen Klöstern, welche den Text dieses oder jenes Evangeliums in abweichender Gestalt aufweisen". Das mag vielleicht manchem, auch im eigenen Lager, befremdlich geklungen haben, und doch ist es nur die feststehende katholische Lehre, worauf

mit jener kurzen Bemerkung hingedeutet werden sollte. Den Inhalt unseres Glaubens bildet, was Christus geoffenbart und zu dessen unverfälschter Ueberlieferung an alle Geschlechter der Menschheit er das kirchliche Lehramt aufgerichtet hat. Die Evangelien und die Briefe der Apostel sind uns die an Werth unvergleichlichen schriftlichen Urkunden der Offenbarung; aber sie sind uns weder die Grundlage, auf der sich erst unser Glaube aufzubauen hätte, noch die einzige Quelle, aus der wir den Inhalt dieses letztern selbstthätig schöpften. Nach unserer Auffassung ist die Kirche älter wie die heiligen Schriften, aus ihrer Hand entnehmen wir diese letztern, sie verbürgt ihre Glaubwürdigkeit, und gegenüber den Gefahren der handschriftlichen Ueberlieferung, gegenüber den Umgestaltungen des Wortlautes bei dem Uebergange in alle Sprachen der Erde ist uns die Kirche die allein zuverlässige Auslegerin des Sinnes und der Tragweite aller einzelnen Aussprüche.

Nirgendwo fühlt man sich von diesem alle Geschlechter der Menschen und alle Verschiedenartigkeit der Völker überragenden und durch alle ununterbrochen sich fortsetzenden Leben der Kirche unmittelbarer berührt als an dem Orte, an dem ich diese Zeilen schreibe, in Rom, hier, wo man den Boden betritt, auf dem die Füße der Apostelfürsten gestanden haben, wo aus den Inschriften der Katakomben die Päpste der ersten Jahrhunderte zu uns reden, wo kunstlose Malereien in unterirdischen Grabkammern Zeugniß dafür ablegen, daß es dieselben Geheimnisse waren, die wir verehren und um welche sich unsere christlichen Vorfahren versammelten, wo durch den Schutt, den die Barbarei, oder durch die Hülle, welche die Verweltlichung darüber gebreitet hat, immer und immer wieder der unversiegliche Quell übernatürlichen Glaubens- und Gnadenlebens bricht.

Aber ich weiß, das sind Imponderabilien; die Welt des Glaubens und die Welt der natürlichen Denkweise sind im Grunde incommensurabele Größen. Aber wenn im folgenden gezeigt werden soll, daß trotzdem auch in der Welt der natürlichen Denkweise „alles unser ist", sofern es sich nur vor der Vernunft als existenzberechtigt auszuweisen vermag, so lag mir daran, an dieser Stelle keinen Zweifel darüber zu lassen, daß auf die Welt des Glaubens nicht zu verzichten braucht, wer der verstandesmäßigen Erkenntniß und Wissenschaft auf ihrem eigenen Gebiete ihr volles Recht zu wahren entschlossen ist.

3. Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen.

In einer Debatte der bayrischen Abgeordnetenkammer im Frühjahr 1896 rief der socialdemokratische Abgeordnete von Vollmar emphatisch aus: „Die Wissenschaft, welche diesen Namen verdienen und nicht von vornherein zur Versteinerung und Unfruchtbarkeit verdammt sein soll, muß vollkommen voraussetzungslos sein." Was er mit diesem Ausspruche meinte und wohin sich die Spitze desselben richtete, war deutlich und wurde zudem von dem Redner noch ausdrücklich erläutert. Er dachte an den möglichen Zusammenstoß zwischen Aufstellungen, die im Namen der Wissenschaft gemacht werden, und dem kirchlichen Dogma, und verlangte, daß in solchen Fällen den Männern der Wissenschaft die freieste Bahn gelassen werde. Hierüber wird demnächst zu handeln sein; vorher aber scheint es mir nöthig, das so oft gedankenlos ausgesprochene und nachgesprochene Wort von der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft einer Beleuchtung zu unterziehen.

Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft; aber der Glaube an die Wissenschaft ist ein so starker und

allgemeiner, und er wird durch den Werth, welchen ihre Errungenschaften für die Bedürfnisse des praktischen Lebens besitzen, so ununterbrochen gerechtfertigt, daß nur wenige sich gedrungen fühlen, nach den Voraussetzungen zu fragen, auf denen unser Erkennen und Wissen ruht, und sich das Vorhandensein und den Inhalt derselben zum Bewußtsein zu bringen. Auch bedarf es dazu einer nicht unbeträchtlichen Anstrengung des abstrahirenden Denkens, welche immer nur wenigen zusagt oder geläufig ist. Selbst über das, was denn eigentlich unter Wissenschaft zu verstehen sei, herrschen in der Regel recht unklare Vorstellungen.

Schon an den Schüler tritt das Wissen in einer zweifachen Gestalt heran, als gedächtnißmäßige Aneignung und als Verstehen oder Begreifen. Die Thatsachen aus Natur und Geschichte, die man ihm vorführt, und die Regeln der Grammatik soll er sich *einprägen*, die geometrischen Beweise soll er *verstehen*. Daß es sich mit jenen Thatsachen wirklich so verhält, wie man ihm sagt, *weiß* er auf Grund eigener Wahrnehmung nur von einer kleinen Anzahl; von der bei weitem größern gilt, daß er denen *glauben* muß, die ihm davon berichten. Anders in der Mathematik. Die Wahrheit der geometrischen Lehrsätze und Beweise sieht er selbst ein, weil er ihren Inhalt in seinem Denken als ein Nothwendiges begreift, als etwas, das nicht anders sein kann, dessen Gegentheil unmöglich ist. Darum kommt ihm auch hier niemals ein Zweifel. Jede Wiederholung läßt das einmal Begriffene aufs neue in einleuchtender Klarheit vor seinem Geiste auftreten. Daß dagegen die römische Urgeschichte nicht ganz so verlaufen sein möge, wie man es ihm auf einer frühern Stufe erzählt hat, erfährt er vermuthlich schon, ehe er das Gymnasium verläßt, und daß im Bereiche der Naturwissenschaft früher manches für wahr

gehalten wurde, was spätere Zeiten gänzlich verworfen haben, weiß heute jeder halbwegs Gebildete.

Ein Zweifaches ist damit aufgezeigt: erstens, daß Wissenschaft für den Einzelnen immer nur zum kleinen und kleinsten Theile wirkliches, selbsterzeugtes Wissen bedeutet. Das gilt selbst von dem Gelehrten. Auch dem Naturforscher fällt es nicht ein, die sämtlichen im Bereiche seines Specialfaches festgestellten Thatsachen noch einmal durch eigene Beobachtungen, Untersuchungen und Messungen festzustellen, um sie erst dann als wirkliche gelten zu lassen; das würde unnütze Kraftverschwendung sein. In größerem oder geringerem Umfange nimmt er und nehmen alle andern die Ergebnisse fremder wissenschaftlicher Arbeit auf Treu und Glauben an.

Zum zweiten aber hat sich ergeben, daß die verschiedenen Bestandtheile dessen, was wir mit dem Sammelnamen Wissenschaft bezeichnen, keineswegs alle den gleichen Grad von Zuverlässigkeit besitzen. Von den Lehrsätzen der Geometrie war bereits die Rede. Aber es gibt auch Thatsachen, die so allgemein anerkannt, so zweifellos sichergestellt sind, daß nur bare Unvernunft sie bestreiten könnte. Es gibt Erklärungen von Naturvorgängen, welchen das Experiment und die Möglichkeit mathematischer Berechnung volle Gewißheit verleihen. Daneben aber pflegen die Wissenschaften in den einzelnen Stadien ihrer geschichtlichen Entwicklung Vorstellungen mitzuführen, welche der Fortschritt der Erkenntniß als jeder thatsächlichen Grundlage entbehrend herausstellt, und begegnen uns hypothetische Erklärungsversuche, welche der Bewährung in den Thatsachen erst noch bedürfen und diese Bewährung vielleicht niemals finden. Den Fachmännern sind diese Unterschiede geläufig, innerhalb des großen Publikums aber werden sie leicht übersehen, und oft genug wird völlig haltlosen Auf-

stellungen, wenn sie als Errungenschaften der fortschreitenden Erkenntniß auftreten, der Zoll gläubiger Unterwerfung entrichtet, den doch nur ganz bestimmte Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung beanspruchen können.

Welches aber sind diese letztern? Die Alten bestimmten den Begriff des wahren Wissens dahin, daß es Erkenntniß aus dem Grunde sei, verbunden mit der Einsicht, daß das Erkannte sich nothwendigerweise so verhalten müsse, wie es erkannt wird. Bei der Mathematik trifft dies zu. Daß die Winkel im Dreieck zusammen zwei Rechte ausmachen, weiß ich, nachdem ich durch die Beweisführung zur Einsicht gebracht worden bin, daß sie zusammen zwei Rechte ausmachen müssen und nicht mehr oder weniger ausmachen können Die Beweisführung aber, die mir in diesem und allen ähnlichen Fällen die Erkenntniß vermittelt, geschieht in der Weise, daß auf einen schon feststehenden Satz zurückgegangen und der zu erweisende daraus als seine Consequenz abgeleitet wird. Jener andere Satz, welcher die Stütze des Beweises bildet, wird in der Regel in ähnlicher Weise abgeleitet worden sein und daher auch in gleicher Art bewiesen werden können; nothwendig aber muß es Sätze geben, welche keines Beweises bedürfen, deren Geltung unmittelbar einleuchtet, und auf welche alle andern zurückgeführt werden. Der Satz, daß das Ganze größer ist als der Theil, ist ein Beispiel dieser Art. Die mathematischen Beweise setzen ihn voraus und gehen zu einem großen Theile auf ihn zurück, seine eigene Geltung aber braucht nicht erst durch Beweis sichergestellt zu werden.

Das Vorhandensein solcher Sätze ist unerläßliches Erforderniß für jede Beweisführung. Daß wir sie ohne Beweis für unzweifelhaft wahr halten, liegt, wie jenes Beispiel erkennen läßt, daran, daß in ihnen Begriffe miteinander in Verbindung gebracht sind, von denen nicht

nur jeder einen ein für allemal gegebenen unzweideutigen Inhalt hat, sondern die zugleich auf Grund dieses Inhaltes miteinander in einer nothwendigen und sofort in die Augen springenden Beziehung stehen. Man braucht nur zu wissen, was die Namen bedeuten, um alsbald mit einer jeden Zweifel ausschließenden Gewißheit zu erkennen, daß das Ganze größer ist als der Theil.

Wer mit der Geschichte der Philosophie vertraut ist, weiß, daß an diesem Punkte noch weitere, schwierige und verwickelte Probleme liegen. Denn man kann ja nun fragen, was es mit jenen Begriffen für eine Bewandtniß habe, ob wir ihrer eine große Zahl besitzen oder nur wenige; für alle Gebiete oder nur für ein specielles Gebiet der Erkenntniß; und besonders, welches ihr Ursprung ist, wie wir zu ihnen gelangen?

Von dem allem soll hier nicht die Rede sein. Hier sollte nur darauf hingewiesen werden, daß auch die Wahrheit und Gewißheit der mathematischen Lehrsätze auf bestimmten Voraussetzungen beruht. Wie aber steht es mit den übrigen Wissenschaften? Gibt es auch hier ein Wissen, das sich auf die Einsicht in die Nothwendigkeit eines Sachverhaltes gründet?

Wir sind heute geneigt, der auf Beobachtung und Experiment, auf Messung und Berechnung begründeten Naturwissenschaft das größte Maß von Zuverlässigkeit zuzuschreiben. Diese Denkweise aber gehört ganz und gar der Neuzeit an. Von Aristoteles bis John Locke und darüber hinaus hielt man daran fest, daß sich in der Erkenntniß der Naturvorgänge nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit erreichen lasse, weil diesen die Nothwendigkeit fehle, welche Bedingung des wirklichen Wissens sei. Ist es den folgenden Jahrhunderten gelungen, diesen Mangel zu ergänzen, oder ist vielleicht unser Begriff vom Wissen und dem,

was es fordert und einschließt, ein anderer geworden als der zuvor im Anschlusse an die Alten aufgestellte?

In der That ruht unsere heutige Naturerklärung auf einer ganz bestimmten Voraussetzung, welche die Alten in dieser Form und Bestimmtheit nicht hatten. Folgende Erwägung wird den Inhalt derselben wie die Nothwendigkeit ihrer Annahme verständlich machen. Wer ein Experiment vornimmt, der führt nach einem vorbedachten Plane einen gewissen Umfang von Bedingungen herbei und erwartet, daß sich daran ein bestimmtes Ergebniß anschließen werde. Jedes beliebige Beispiel kann zur Veranschaulichung dienen: die Zersetzung des Wassers durch den galvanischen Strom, wo an dem positiven Pol das Sauerstoffgas, an dem negativen Pol das Wasserstoffgas emporsteigt; oder das allmähliche Verschwinden des Schalls, wenn ein Läutewerk unter die Glocke einer Luftpumpe gesetzt wird. Mißlingt das Experiment, d. h. tritt der erwartete Erfolg nicht oder doch nicht so ein, wie er erwartet wurde, so nehmen wir an, daß in der Kette der erforderlichen Bedingungen ein Glied ausgefallen oder ein der Beachtung entgangener Umstand als Hinderniß gewirkt habe, und wir bezweifeln nicht, daß es nur der Ergänzung jenes Ausfalls und der Beseitigung dieses Hindernisses bedürfe, um das bestimmte Ergebniß eintreten zu lassen. Denn daß die vollständig vorhandenen und wirksamen Bedingungen gelegentlich einmal auch einen andern Erfolg haben könnten als den gewöhnlichen, diesen Gedanken halten wir für vollkommen ausgeschlossen.

Aber was besagt dieses? Es besagt, daß wir uns gewöhnt haben, in der Natur eine fest gefügte Ordnung zu erblicken, einen Inbegriff von Factoren mit gesetzlich geregelter Wirksamkeit, so zwar, daß stets und unausweichlich bei dem Eintritt bestimmter Bedingungen bestimmte

Folgen sich ergeben und die Wiederkehr der gleichen Bedingungen die Wiederkehr der gleichen Folgen nach sich zieht. Unsere ganze mechanische Naturerklärung, unsere ganze exacte Forschung beruht auf dieser Annahme. Der Chemiker bestimmt die Natur eines Stoffes nach seinem Verhalten zu andern Stoffen und zu Wärme, Licht, Elektricität; aber die ganze Arbeit sorgfältiger Beobachtung und Messung wäre hinfällig, wenn der gleiche Stoff unter gleichen Umständen auch einmal ein anderes Verhalten zeigen oder die nämliche Erscheinung gelegentlich von völlig verschiedenen Bedingungen abhängig sein könnte. Und doch ist die Annahme, an die wir uns heute so sehr gewöhnt haben, daß sie uns als selbstverständlich erscheint, durchaus nicht selbstverständlich. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts hielt der berühmte englische Chemiker Robert Boyle dafür, die gleichen Wirkungen könnten in der Natur von sehr verschiedenen Ursachen hervorgerufen werden, geradeso wie auch ein menschlicher Techniker die Bewegung eines Uhrwerks durch ein Gewicht oder durch eine Feder bewirken, wie er die Kugel mittels zusammengepreßter Luft oder durch die Gewalt des Pulvers aus dem Geschützrohr herausschleudern könne.

Daran denkt heute niemand mehr. Wir halten dafür, daß die in der Natur wirksamen Factoren bestimmten Gesetzen unterworfen sind und daher im einzelnen Falle nur in einer einzigen Richtung wirksam sein können.

Auf dem Grunde dieser Voraussetzung aber gibt es für uns nun in der That auch im Bereiche der Naturerkenntniß ein wirkliches Wissen. Gelingt es, für irgend ein Vorkommniß die sämtlichen Bedingungen aufzuzeigen, mit denen dasselbe in causalem Zusammenhange steht, so zwar, daß es in seinem Eintreten, seiner Beschaffenheit und seinem Verlaufe vollkommen von ihnen abhängt und

aus ihnen hergeleitet werden kann, so haben wir in der Totalität der Bedingungen die Ursache oder den Grund erfaßt, aus dem wir das Eintreten und die Beschaffenheit jenes Vorkommnisses begreifen. Wir verstehen, daß es so sein muß, wie es ist, weil die einmal vorhandene Natureinrichtung an diesen Inbegriff von Bedingungen diese und keine andern Folgen geknüpft hat.

Ein solches Wissen herzustellen, ist das Ziel, welches die heutige Naturerklärung verfolgt; aber sie ist weit davon entfernt, es auf allen Gebieten erreicht zu haben. Sie kann es nur da erreichen, wo das Experiment und die mathematische Berechnung zur Anwendung zu bringen sind. Jenes verlangt, daß die sämtlichen bei der Erklärung in Betracht kommenden Factoren wenigstens im allgemeinen bekannt sind, daß sie absichtlich herbeigeführt und willkürlich verändert werden können, damit sich das Maß ihrer wirksamen Betheiligung bestimmen lasse. Und die Anwendung der Mathematik ist nur möglich, wo die wirksamen Factoren quantitativer Bestimmung zugänglich sind. Nicht einmal im Bereiche der leblosen Natur läßt sich dieser Weg zur Erkenntniß in jedem Falle beschreiten; wo es die Erforschung des Lebendigen gilt, pflegt er nur an einzelnen Punkten und für kurze Strecken gangbar zu sein.

Aber darin unterscheidet sich unsere heutige Auffassung von der ältern, daß wir auch *die Erkenntniß und Feststellung von Thatsachen* zum wirklichen Wissen rechnen. Hierauf ist in erster Linie die Naturforschung gerichtet, die Dinge nach ihren Merkmalen und die Ereignisse in ihrem Hergange so genau und vollständig wie nur immer möglich kennen zu lernen. Die großen Philosophen des griechischen Alterthums und diejenigen, die in den spätern Jahrhunderten ihren Bahnen folgten, achteten den Werth der einzelnen Thatsache gering. Ihr Interesse galt

ausschließlich den allgemeinen Begriffen, an deren unveränderlichem Inhalte gemessen die einzelne durch die Sinneswahrnehmung vermittelte Thatsache nur ein Zufälliges zu sein schien. Für uns dagegen gibt es in der Natur nichts Zufälliges. Alles Entstehen und Vergehen gilt uns als ein gesetzlich Geregeltes. Jedes Einzelne ist so, wie es ist, weil bestimmte Bedingungen gegeben sind, die es in dieser seiner Beschaffenheit als ihre Folge verlangen und darum auch allein möglich machen, handle es sich nun um eine Erscheinung am gestirnten Himmel oder um die eigenartige Gestalt einer Pflanze an einem bestimmten Standorte und in einer bestimmten Umgebung, um die Structur der fallenden Schneeflocke oder die des himmelanragenden Gebirgsstocks. Auch die einzelne Naturthatsache fassen wir somit auf als ein Nothwendiges, nothwendig freilich nur auf Grund jener selben Voraussetzung von der gesetzlichen Ordnung des Universums, jenem Naturmechanismus, der, wie zuvor ausgeführt wurde, allein eine zuverlässige Erklärung der Naturereignisse möglich macht.

Aber jene Voraussetzung selbst *fällt nicht in unser Wissen*. Daß die Welt ein geordnetes Ganze ist, *nehmen wir an*. Einen zwingenden Beweis mit den Mitteln der exacten Naturwissenschaft für diese Annahme zu führen, ist nicht möglich. Jeder Schritt, den wir an der Hand der naturwissenschaftlichen Methode unternehmen, steht bereits auf dem Boden ihrer Giltigkeit.

Man pflegt sich über die Bedeutung dieses Sachverhalts hinwegzutäuschen, indem man die *Erfahrung* preist als die feste Grundlage und die zuverlässige Quelle unseres Wissens. Ich verlasse daher den bis dahin verfolgten Gedankengang, um die Vielheit von Voraussetzungen hervortreten zu lassen, welche das, was man Erfahrung zu nennen pflegt, einschließt. Es wird sich zeigen, daß

auch dieser Weg alsbald wieder zu dem gleichen Punkte hinführt.

Daß wir um das wissen, was wir *selbst* erfahren haben, also um unsere eigenen Erlebnisse, kann natürlich nicht bestritten werden. Sie sind ein unmittelbar Gegebenes und darum zweifellos Gewisses, aber sie sind dies *nur für den Erfahrenden* und *nur nach ihrem eigenen Inhalte*. Beide Einschränkungen sind wichtig, obwohl sie in der Regel vollkommen übersehen werden, wo man von Thatsachen der Erfahrung spricht. Man vereinigt unter dieser Bezeichnung unbedenklich mit den wenigen eigenen Erlebnissen die unendlich viel größere Anzahl von Erlebnissen unserer Mitmenschen aus Gegenwart und Vergangenheit. Aber was wissen wir von diesen?

Was andere erfahren, theilen sie uns mit durch Worte und Zeichen. Wir selbst *erfahren* dann nur den Eindruck, den diese letztern in uns hervorrufen; aus uns selbst fügen wir die Vorstellungen hinzu, die wir uns gewöhnt haben, mit jenen Worten und Zeichen zu verknüpfen. Und wir nehmen an, daß wir nun auch wirklich das gleiche vorstellen, was jene andern erfüllte, und was sie zu unserer Belehrung in Worte kleiden wollten. Wir nehmen es an auf Grund der stillschweigenden Voraussetzung, daß unsere Mitmenschen ganz ebenso organisirt sind wie wir, daß ihr Bewußtsein die gleiche Vorstellungswelt erfüllt, wie das unsere. Und nicht nur das. Die Meinung ist ja nicht, daß es nebeneinander bestehende vorstellende Subjecte gebe von gleicher Natur und Beschaffenheit und fähig, miteinander in Verkehr zu treten, so aber, daß jedes seine Vorstellungen als einen ursprünglichen Besitz von unergründlicher Herkunft mit sich führte. Vielmehr halten wir dafür, daß die mit der gleichen Erkenntnißfähigkeit ausgestatteten und in ihrer Bethätigung den gleichen Ge-

setzen unterworfenen Wesen in eine und dieselbe Welt erkennbarer Gegenstände hineingestellt sind, daß der Inhalt ihres Bewußtseins durch diese Gegenstände bedingt ist und wir uns daher durch die gleichen Vorstellungen über die gleichen Objecte verständigen.

Und so kehrt die oben besprochene Voraussetzung nur in anderem Zusammenhange wieder. Wir glauben an eine übereinstimmende Erkenntniß des Wirklichen durch die erkennenden Subjecte, weil uns das Universum für ein zusammengehöriges und einer gesetzlichen Ordnung unterworfenes Ganze gilt. Der Satz, daß bei dem Eintritte der gleichen Bedingungen die gleichen Folgen eintreten, besagt hier, daß die erkennenden Subjecte auf Grund ihrer gleichartigen Beschaffenheit von den gleichen Objecten die gleiche Vorstellung gewinnen, wenn sie zu diesen in die Beziehung treten, die wir als Erkennen bezeichnen. Hiermit aber ist endlich noch eine letzte oder vielmehr allererste Voraussetzung angedeutet.

Unmittelbar gegeben sind dem Einzelnen, wie zuvor gesagt wurde, die Erlebnisse seines eigenen Innern, seine Empfindungen, Vorstellungen, Gedankenverknüpfungen; aber ein jeder nimmt ohne weiteres an, daß sich ihm darin eine Welt von ihm selbst unterschiedener Dinge offenbare. Vor meinen Augen liegt die sonnenbeschienene Frühlingslandschaft, blühende Bäume und grünende Felder; sie ist wirklich da, wenn auch die Empfindungen des Lichtes und der Farben, durch die allein ich darum weiß, lediglich Zustände meines Bewußtseins sind.

Ich untersuche hier nicht, wie der Glaube an die Realität der Außenwelt, welchen uns die Anforderungen des Lebens unausweichlich aufdrängen, seine Rechtfertigung vor der reflectirenden Vernunft finde. Nur darauf soll hin-

gewiesen werden, daß eine solche Rechtfertigung nicht möglich wäre, wenn uns nicht schon vorher feststünde, daß unser vernünftiges, in durchsichtigen Schlüssen vorwärtsschreitendes Denken zu wahren und gewissen Ergebnissen hinführt. Und dies eben ist jene allererste Voraussetzung. Wir haben keine Wahl; wir müssen entweder auf alle und jede Erkenntniß der Wahrheit verzichten, oder wir müssen von vornherein annehmen, daß eine bestimmte Bethätigung unseres Denkens uns in den Besitz der Wahrheit führe — nicht jede Bethätigung, wie die Thatsache des Irrthums beweist, sondern diejenige, welche unser Denken selbst als die richtige bezeugt. Ein Beweis aber für diese Vertrauenswürdigkeit des Denkens, wie wir diese erste aller Voraussetzungen nennen mögen, läßt sich nicht führen, denn jeder Versuch eines Beweises könnte selbstverständlich nur unter Annahme dieser Vertrauenswürdigkeit unternommen werden.

Man wird diese Erörterungen überflüssig finden. Man wird fragen, was gegenüber der Zuversicht, mit der uns die täglich im Leben erprobte Macht der Wissenschaft erfüllt, solch grüblerische Einwände bedeuten. Aber die Absicht war auch gar nicht, diese Zuversicht irgend zu verringern. Vielmehr sollte zunächst vor dem nur die Halbbildung charakterisirenden Worte von der voraussetzungslosen Wissenschaft gewarnt und diese Warnung begründet werden. Erweist sich aber unser Wissen thatsächlich an bestimmte Voraussetzungen geknüpft, so ist klar, daß es von diesen letztern ein Wissen in dem gleichen Sinne nicht gibt, wie von dem, was wir auf dem Grunde derselben durch mathematische Beweisführung oder exacte Naturforschung feststellen. Wir nehmen sie an, wir glauben daran; wir müssen sie machen, weil nur dann, wenn sie gelten, jenes andere Wissen Bestand hat.

Der Einblick in diesen Sachverhalt mahnt aber noch nach einer andern Richtung hin zur Vorsicht. Hat sich gezeigt, daß es keineswegs das Wissen im eigentlichen Sinne ist, welches allein und aus eigener Kraft unsere Ueberzeugungen auf dem Gebiete des Erkennens bedingt, da es vielmehr auf bestimmten, dem Wissen selbst vorangehenden Voraussetzungen ruht, so kann auch dieses Wissen nicht allein den Maßstab hergeben, an dem sich bestimmte, was den Anspruch erheben kann, einen Bestandtheil unserer Ueberzeugungen zu bilden. Und so ist es wiederum nur die Halbbildung, welche von vornherein und grundsätzlich einen Gegensatz zwischen Glauben und Wissen meint statuiren zu müssen, als ob, wer dem Glauben huldigt, sich dadurch den Weg zum Wissen versperre, und umgekehrt, wer zum Wissen vorgedrungen ist, den Rückweg zum Glauben nicht mehr finden könne. Eine solche Auffassung wäre falsch und unbegründet, selbst wenn das, was hierbei Wissen genannt zu werden pflegt, in allen seinen Theilen den strengen Anforderungen der Mathematik und der exacten Naturforschung entspräche. Sie ist doppelt unbegründet, weil das Wissen selbst umgeben ist und getragen wird von Annahmen, welche selbst nicht gewußt werden können.

Nicht zwischen Glauben und Wissen besteht ein Gegensatz, sondern zwischen den Weltanschauungen, oder besser noch: zwischen den Gewohnheiten des Denkens. Die ungeahnten Fortschritte der Naturerkenntniß und die staunenswerthen Triumphe der materiellen Cultur, welche den Stolz unseres Jahrhunderts ausmachen, haben uns mit unsern Gedanken und Empfindungen so völlig in die sichtbare und greifbare Welt hineingebannt, daß wir unwillkürlich nur das gelten lassen, was zu ihr gehört, aber ungläubig abweisen, was darüber hinaus liegt und keine

Bestätigung durch den Augenschein findet. Einer solchen Stimmung erscheinen nicht nur die Vorstellungen des Offenbarungsglaubens, sondern die Ideen von Gott, Geist, Unsterblichkeit im besten Falle als fromme Dichtungen, in denen das Gemüth seine Befriedigung sucht. Man verwirft alles Metaphysische auch in der Theorie, weil man sich gewohnheitsmäßig davon abgekehrt hat. Aber vor der eindringenden Ueberlegung, welcher es nicht genügt, die Wissenschaft als Thatsache zu bewundern, sondern welche sich Rechenschaft zu geben sucht über Grundlage und Tragweite derselben, vermag diese Stimmung nicht standzuhalten. Ragen doch gerade umgekehrt die Voraussetzungen unseres Wissens ins metaphysische Gebiet hinein.

Daran, daß sich die Vertrauenswürdigkeit unseres Denkens nicht beweisen läßt, muß freilich festgehalten werden. Aber dieses Denken selbst, ist es nicht das dunkelste aller Räthsel? Durch einen Vorgang, von dem wir nur wissen als von einem innerhalb unseres Bewußtseins geschehenden, wird die Welt der wirklichen Dinge für uns zu einer vorgestellten und erkannten Welt. Eine subjective, in unserem Innern verlaufende Thätigkeit erschließt uns dieselbe, so daß wir nun auch um sie, die von uns verschieden ist, wissen und von der Wahrheit und Gewißheit unserer Erkenntniß überzeugt sind. Wie aber kann das, was ist, sich dem Denken offenbaren, so daß das Seiende ein Erkanntes wird und das Denken sich mit einem *wahren* Inhalt erfüllt? Offenbar nur darum, weil Subject und Object zwar voneinander verschieden, aber einander doch nicht vollkommen fremd sind, weil das Denken ursprünglich angelegt ist auf die Erfassung des Seienden und das Seiende einen denkbaren Inhalt besitzt, beide somit, Denken und Sein, da sind *füreinander*, und in dieser ihrer gegenseitigen Beziehung

zu einander von einer höhern, über beiden stehenden Ursache ins Dasein gerufen.

So eröffnet sich uns von der obersten Voraussetzung des Wissens, wenn wir nur durchdenken wollen, was sie einschließt, der Ausblick in eine Weltanschauung, welche alles, was ist und geschieht, anknüpft an eine höchste Vernunft und darum in allem eine vernünftige Ordnung erblickt.

Und als ein Theil dieser vernünftigen Ordnung erweist sich alsdann auch der Mechanismus des Naturlaufs. Er ist der Inbegriff der Bedingungen zur Verwirklichung ewiger Ideen, keine auf sich selbst gestellte Macht, aber auch kein Ausfluß launenhafter Willkür. Als das Werkzeug in der Hand der schöpferischen Vernunft trägt er an sich selbst die Merkmale der Vernünftigkeit: Stetigkeit und Gesetzlichkeit. Was sich zuvor als theoretische Grundlage für exacte Naturerklärung und wissenschaftliche Feststellung von Naturthatsachen ergeben hatte, erscheint im Lichte theistisch-teleologischer Weltbetrachtung als eine Einrichtung, welche in ihrer Beschaffenheit und ihrem Bestande durch einen Zweck bestimmt ist und von der Macht der zwecksetzenden Ursache getragen wird.

So ruht nicht nur unsere gesamte Wissenschaft auf dem Glauben, dem Glauben der Vernunft an sich selbst und an eine gesetzliche Ordnung innerhalb der Welt der Objecte, sondern die Voraussetzungen des Wissens führen zugleich hinein in einen höhern und weitern Zusammenhang, in welchem sich Raum eröffnet nicht nur für vernünftige Aufstellungen im Sinne der alten Metaphysik, sondern auch für den Glauben im theologischen Sinne, für die fides divina.

Wer also von einem unversöhnlichen Gegensatze zwischen Glauben und Wissen redet, der möge zunächst zusehen, wie

es um das Wissen bestellt ist, auf das er sich steift und um dessentwillen er dem Glauben den Krieg erklärt. Damit soll der Werth des Wissens nicht verkleinert, es soll nur darauf hingewiesen werden, daß für den, der sich ernstlich Rechenschaft zu geben unternimmt über die Beschaffenheit des Wissens, die verschiedenen Bestandtheile dessen, was wir Wissenschaft nennen, und die Voraussetzungen, auf denen das Ganze beruht, jener vermeintliche Gegensatz nothwendig an Schärfe verliert; denn es ergibt sich ihm, daß das Verwerfungsurtheil, welches eine allzu verbreitete Denkweise über jeden religiösen Glauben und nicht minder über jede metaphysische Aufstellung ausspricht, sich nicht auf die Einsicht in die Bedingungen gründet, von denen unser gesichertes Erkennen abhängt, sondern nur der Ausdruck einer durch Gewöhnung verfestigten Stimmung ist, welche sich feindselig von allem Uebersinnlichen abkehrt.

4. Freiheit der Wissenschaft.

Freiheit der Wissenschaft ist im Grunde ein schiefer Ausdruck, denn die Wissenschaft als solche ist nicht frei, sondern ganz und gar an die strengen Regeln der Forschung und Beweisführung gebunden. Auch versteht in der That niemand jenen Ausdruck dahin, daß es in das freie Belieben des Forschers gestellt wäre, was er für wahr halten oder als falsch verwerfen will. Wer sich etwa der Mathematik gegenüber auf eine so verstandene Freiheit berufen wollte, würde der Lächerlichkeit verfallen. Dagegen ist der Sinn des Schlagworts in seiner geschichtlichen Ausprägung der, daß es für den wissenschaftlichen Betrieb keine andern Regeln geben dürfe als die aus der Natur der Wissenschaft selbst folgenden, und daß insbesondere die staatliche

wie die kirchliche Autorität kein Recht in Anspruch nehmen können, demselben irgendwie oder irgendwo Schranken zu setzen.

Auch hier ist indessen zu unterscheiden. Bei dem wissenschaftlichen Betriebe kann man lediglich an die eigene Arbeit des Forschers denken, das Gebiet, das er sich erwählt, die Art und Weise, wie er seine Forschung einrichtet, die Erfolge, die er erzielt, die Ansichten, die er sich bildet. Oder man denkt zugleich an die Mittheilung dieser Ansichten, fordert also mit der Freiheit der Wissenschaft die Freiheit des Lehrens. Hiermit aber gewinnt die geforderte Freiheit einen andern Charakter, aus dem moralischen Gebiete greift sie hinüber auf das rechtliche. Für die Stellungnahme der öffentlichen Gewalten ist der Unterschied wesentlich. Solange der Forscher sich in seine eigene Sphäre verschließt, nur für sich arbeitet, nur seine eigene Ueberzeugung durch die wirklichen oder vermeintlichen Ergebnisse seiner Forschung bestimmt, ist die staatliche Autorität ebensowenig befugt wie befähigt einzugreifen. Ihr Interesse, ihre Macht und ihr Recht beginnen erst, wenn der Einzelne das Bereich rein privater Thätigkeit überschreitet, indem er es unternimmt, durch mündliche oder schriftliche Bekanntgabe seiner eigenen Ansichten die Ueberzeugungen anderer zu bestimmen. Für die kirchliche Autorität besteht nach katholischer Auffassung dem Gläubigen gegenüber diese Grenze nicht in gleicher Schärfe. Auch hier wird man nicht bestreiten, daß die Freiheit der Forschung unter Umständen weiter reichen könne als die Freiheit der Lehre, aber die früher erwähnte Pflicht, zu glauben, unterwirft auch die Ueberzeugung des einzelnen Forschers den Lehraussprüchen der Kirche, selbstverständlich aber nur auf dem Gebiete, auf dem überhaupt die Kirche ihre Lehrautorität zur Geltung bringt.

Daß es berechtigt und vernünftig sei, eine solche Pflicht zu statuiren, wird man denen niemals klarlegen können, welche in Abrede stellen, was die nothwendige Voraussetzung bildet. Nur wenn es eine göttliche Offenbarung gibt, nur wenn die Autorität der Kirche auf göttlicher Einsetzung beruht und durch göttlichen Gnadenbeistand getragen ist, kann von einer Glaubenspflicht die Rede sein; alsdann aber liegt in ihr nichts, was die Würde der menschlichen Vernunft herabsetzen oder den auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichteten reinen Forschungstrieb verdunkeln oder beeinträchtigen könnte. Denn einen Widerspruch zwischen dem, was der Glaube lehrt, und dem, was die Vernunft als zweifellos sicher gestellte Erkenntniß aufzeigt, kann es auf diesem Standpunkte nicht geben. Wie könnte Wahrheit der Wahrheit widersprechen? Das hieße den Widerspruch in Gott selbst hineintragen, welcher die Quelle aller Wahrheit ist, der übernatürlich geoffenbarten wie der durch den richtigen Gebrauch der natürlichen Erkenntnißmittel erworbenen.

Aber es handelt sich nicht darum, das Verhältniß von Vernunft und Offenbarung, Wissen und Glauben, wie es sich in völliger Consequenz vom katholischen Standpunkt aus ergibt, allseitig zu entwickeln. Die Frage ist nur, ob auf diesem Standpunkte für die Wissenschaft diejenige Freiheit gewahrt bleibt, welche den berechtigten Stolz und zugleich die Legitimation jedes ehrlichen Forschers ausmacht? Kann sich der Katholik ohne Vorbehalt der wissenschaftlichen Arbeit hingeben, kann er frohen Muthes jeden Weg, der sich der Forschung eröffnet, einschlagen, ohne befürchten zu müssen, daß er ihn zu Ergebnissen hinführt, welche den Dogmen seiner Religion widerstreiten?

Unter Bezugnahme auf einen kurz zuvor erfolgten Angriff habe ich diese Frage in einer Rede bei Gelegenheit

der vorjährigen Generalversammlung der Görres-Gesellschaft beantwortet und dabei für den katholischen Forscher auf dem weiten Gebiete der Profanwissenschaften die volle Freiheit in Anspruch genommen. Solange sich der Naturforscher innerhalb seines eigenen Bereiches hält, ist ein Conflict mit den religiösen Ueberzeugungen des Katholiken ausgeschlossen. Die beiden Gebiete berühren einander gar nicht. Die religiösen Ueberzeugungen liegen jenseits der Grenze, bis zu welcher die Mittel der exacten Forschung hinreichen, und sie können durch dieselben ebensowenig begründet wie zerstört werden.

„Der gläubige Naturforscher erblickt in der Welt die Schöpfung Gottes. Aber welcher naturwissenschaftlichen Einsicht wäre damit vorgegriffen? welcher erfolgverheißende Pfad exacter Forschung dadurch versperrt? Man braucht die Frage nur so zu stellen, um alsbald zu ersehen, daß ein Conflict zwischen dem Dogma auf der einen und naturwissenschaftlicher Erkenntniß auf der andern Seite gar nicht möglich ist. Nur da können Conflicte nicht ausbleiben, wo die Thatsachen, welche naturwissenschaftliche Forschung feststellt, mit Gedanken und Voraussetzungen in Zusammenhang gebracht werden, welche gegen das christliche Dogma streiten, oder wo umgekehrt als eine Consequenz des Dogmas angesehen wird, was nur angewöhnte oder schulmäßig überlieferte Meinung irrigerweise damit in Verbindung gebracht hat."

Unvereinbar mit dem Katholicismus wie mit dem Christenthum überhaupt sind die Dogmen des Materialismus: die Annahme, daß aus einem Bewegungsprocesse ohne Anfang und ohne Ziel eine gesetzliche Ordnung entstanden sei, die Läugnung des Geistigen, die Behauptung vom thierischen Ursprunge des Menschen. Aber es heißt die Wissenschaft fälschen, wenn in ihrem Namen verlangt

wird, daß man dem christlichen Glaubensbekenntnisse entsage und dem materialistischen sich unterwerfe. Weder die Erfordernisse noch die Resultate der exacten Forschung können ein solches Verlangen unterstützen. Daß dagegen der katholische Forscher dasjenige Maß von Bewegungsfreiheit, von welcher ein erfolgreicher Betrieb der Naturwissenschaft bedingt ist, ohne jede Einschränkung besitzt, kann im Ernste gar nicht bestritten werden.

Nicht so einfach scheint die Sache auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft zu liegen. Auch hier gilt zwar als Axiom, daß kein Gegensatz zwischen Wahrheit und Wahrheit bestehen kann; unmöglich kann daher ein zweifellos sichergestelltes Ergebniß historischer Forschung dem Inhalte eines Glaubenssatzes widerstreiten. Aber die Schwierigkeit rührt daher, daß solch zweifellose Gewißheit hier weit seltener zu erreichen ist wie im Bereiche der Naturforschung. Weder Experiment noch mathematische Berechnung lassen sich in Anwendung bringen. Die Thatsachen, auf welche die Forschung sich richtet, gehören zum größten Theile der Vergangenheit an. Sie sind einmal geschehen und lassen sich nicht neuerdings der Beobachtung unterstellen. Kunde erhalten wir von ihnen aus Berichten der Zeitgenossen, die uns erhalten, häufig durch eine längere oder kürzere Kette von vermittelnden Gliedern überliefert sind. Oder wir besitzen Monumente, die mit jenen Thatsachen in irgendwelchem Zusammenhange stehen. So erfordert bereits die Constatirung der Thatsachen ein mehr oder minder ausgedehntes Beweisverfahren, in welchem häufig genug scharfsinnige Vermuthungen von größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit an die Stelle gesicherter Erkenntnisse treten müssen. Was dann aber die Erklärung dieser Thatsachen betrifft, die wir ja gleichfalls in einen Zusammenhang zu bringen und aus diesem zu verstehen suchen, so läßt sich

dieselbe nur in wenigen Einzelfällen zu wirklicher Gewißheit erheben. Denn die Factoren, auf welche wir sie zurückführen, sind nicht Naturkräfte, deren Wirksamkeit sich auf Grund einer ein für allemal bestehenden Einrichtung genau bemessen ließe, sondern Motive, welche auf den Willen handelnder Personen einwirken. Nicht der Mechanismus des Naturlaufes bringt die Ereignisse hervor, sondern in ihnen bethätigt sich die menschliche Freiheit. Selbst wenn wir eine erschöpfende Kenntniß aller äußern Umstände besitzen, unter denen ein geschichtliches Ereigniß sich vollzogen hat, sind wir doch nicht im stande, dasselbe im eigentlichen Sinne causal zu erklären; denn es besteht kein zwingender Zusammenhang zwischen jenen Umständen und den Handlungen der in ein solches Ereigniß verflochtenen Persönlichkeiten. Und wie selten sind die Fälle, in denen uns eine solch erschöpfende Kenntniß zu Gebote steht, wie viel häufiger die andern, in denen nichts wirklich bekannt ist als das Ereigniß selbst, und wir erst die Umstände aufsuchen müssen, die in dem vielfach verschlungenen Processe seiner Verursachung wirksam waren! Um dieser Lückenhaftigkeit unseres Wissens willen sind auch diejenigen genöthigt, die Unmöglichkeit einer causalen Erklärung der einzelnen geschichtlichen Begebenheiten anzuerkennen, welche — freilich ohne jede Berechtigung — in dem Gange der Menschengeschichte eine naturgesetzliche Entwicklung sehen wollen.

Ich sage selbstverständlich dies alles nicht, um den Werth der Geschichtswissenschaft zu verringern, aber man begreift nach dem Gesagten, welch breiten Raum hier die bloßen Vermuthungen und Hypothesen einnehmen müssen, welche bei allem Scharfsinn der Begründung doch niemals zu zweifelloser Gewißheit erhoben werden können. Man begreift eben um deswillen, daß die Individualität des For-

schers, seine angewöhnte oder anerzogene Denkweise, seine Weltanschauung und nicht am wenigsten sein politischer und religiöser Standpunkt die Auffassung der Ereignisse und die gesamte Stellung gegenüber der historischen Ueberlieferung bestimmen. Skeptischer Radicalismus und construirende Phantasie finden hier beide ein ergiebiges Feld der Bethätigung.

Daß ihm die technischen Handgriffe des wissenschaftlichen Verfahrens geläufig seien, ist hiernach das geringste, was von dem Historiker verlangt werden muß. Weit wichtiger ist, daß er im stande sei, die glaubhafte Vermuthung von einem bloßen Einfall, die sichere und darum ausschließlich zulässige von einer bloß möglichen Erklärung zu unterscheiden. Diese Anforderung aber richtet sich ganz ebenso an seine Intelligenz wie an seine sittliche Gesinnung. Er wird nicht zögern dürfen, eine mit Vorliebe gehegte Meinung aufzugeben, wenn der Fortschritt der Erkenntniß durch Vervollständigung des Quellenmaterials oder schärferes Einsetzen der Kritik sie als unbegründet herausstellt. Daß er sich aber auch bereit finde, an zweifellos feststehenden historischen Thatsachen zu rütteln, um die volle Unabhängigkeit seines Forscherſinnes zu bekunden, ist ein Verlangen, welches ernstlich nicht gestellt werden kann.

Nach alledem wüßte ich nicht, warum die Stellung des katholischen Historikers eine andere sein sollte als die seiner nicht-katholischen Collegen. Von beiden muß verlangt werden, daß sie sich der Vorurtheile entschlagen und nicht hartnäckig an Vorstellungen festhalten, für welche nichts spricht als ihr gewohnheitsmäßiger Bestand oder der mehr scheinbare als wirkliche Werth, den sie für die Polemik besitzen oder durch dieselbe erhalten haben. Ich wiederhole, was ich in dieser Beziehung in Münster gesagt habe: „Seit dem 16. Jahrhundert hat der Protestantismus ganz be-

sonders auf dem Gebiete der Geschichte den Kampf gegen die katholische Kirche unternommen und bis in die Gegenwart fortgeführt, um der katholischen Lehre von der Organisation der Kirche und dem göttlichen Ursprunge des Papstthums, von Tradition, Wunderglauben, Heiligenverehrung und vielem andern den Boden zu entziehen. Nur zu begreiflich, wenn demgegenüber in unserem Lager wiederum die Neigung bestand, die ganze ungesichtete Summe von Ueberlieferungen als ein untheilbares Ganze aufzufassen, die Vertheidigung gleichmäßig auf Wesentliches und Unwichtiges zu erstrecken und allzurasch in jedem kritischen Zweifel einen Angriff auf die Religion zu erblicken. Auch hier würde sich eine solche Denkweise, grundsätzlich proclamirt und in dieser Allgemeinheit durchgeführt, nicht aufrecht erhalten lassen gegenüber dem gesteigerten Reichthume geschichtlicher Quellen und den geschärften Werkzeugen historisch-kritischer Forschung, über welche die Neuzeit verfügt. Es gibt kein anderes Ziel für den Historiker, als festzustellen, was wirklich gewesen ist, und wie es sich zugetragen hat. Wer unbequemen Wahrheiten aus dem Wege gehen wollte, würde sich gegen die erste Pflicht des Historikers, die Wahrheitsliebe, verfehlen; er würde zugleich seine Kleingläubigkeit kundmachen. Es gibt keine unbequemen Wahrheiten, weil es keine geben kann. Das aus übernatürlicher Quelle strömende innere Leben der Kirche ist gegen jede Anzweifelung sichergestellt durch die Thatsache selbst, daß es besteht und fortwirkt durch die Jahrhunderte. Nur auf die äußere Erscheinung in der Geschichte kann sich die Forschung richten. Ueber das, was zum innern Leben der Kirche gehört, was mit den Lehren des Glaubens und den Mitteln der Heiligung zusammenhängt, urtheilt das mit göttlichem Gnadenbeistande ausgerüstete kirchliche Lehramt; die verschiedenen

Phasen ihrer geschichtlichen Erscheinung mit allem Menschlichen, das sich daran knüpft, unterliegen der geschichtlichen Forschung, welche zweifelt, in die Irre geht, in ihren Ansichten wechselt, aber auch an der Hand zuverlässiger Methoden sichere Ergebnisse gewinnt. Und so wüßte ich in der That nicht, was uns hindern könnte, auch auf dem Gebiete der Geschichte die volle Freiheit der Forschung für uns in Anspruch zu nehmen. Wenn dann vor der unbefangenen Kritik Meinungen zerfallen, welche frühere Zeiten werth hielten, so darf uns das nicht schrecken. Schon manches ist aufgegeben worden, ohne daß darum der Reichthum des kirchlichen Glaubens- und Gnadenschatzes irgendwie wäre verringert worden."

Von der besondern Stellung der Theologie habe ich in Münster nicht gesprochen. Das Programm der Görres-Gesellschaft, an welche die Ansprache gerichtet war, schließt sie von dem Kreise ihrer Bestrebungen aus. Ein bekanntes Vorkommniß der letzten Zeit, welches nicht aufhören will, die Presse, insbesondere die liberale, zu beschäftigen, nöthigt, jetzt und hier darauf einzugehen. Auf eine Verständigung ist dabei freilich nicht zu rechnen, es muß genügen, den kirchlichen Standpunkt und die Folgerungen, die sich von ihm aus ergeben, klar und deutlich zur Darstellung zu bringen.

Theologie im engern und eigentlichen Sinne ist systematische Verknüpfung und vollständige Entfaltung der von Christus geoffenbarten, in der Kirche hinterlegten Glaubenswahrheiten. Damit ist sogleich der durchgreifende Unterschied aufgezeigt, der die Theologie von allen andern Wissenschaften trennt. Sie geht vom Glauben aus und wendet sich an den Glauben. Ihre Principien sind nicht Vernunftwahrheiten und nicht Thatsachen der Erfahrung, sondern Glaubensartikel. Daher schon im Mittelalter manche, wie

Duns Scotus, der Meinung waren, daß man sie nicht als Wissenschaft bezeichnen könne. Da sie aber hiermit keineswegs den theologischen Lehren die Gewißheit absprechen wollten, handelte es sich im Grunde nur um einen Wortstreit.

Ganz anders ist freilich die Auffassung da, wo man die Thatsache der göttlichen Offenbarung läugnet und darum von übernatürlichem Glauben und übernatürlichen Wahrheiten nichts wissen will. Für die theologische Wissenschaft, wenn man diesen Namen beibehalten will, bleibt dann nur noch die geschichtliche Erforschung der religiösen Vorstellungen übrig, welche die verschiedenen Völker zu verschiedenen Zeiten besessen haben oder noch besitzen, und die philosophische Untersuchung ihres Ursprungs und ihrer Bedeutung. Mittels der letztern versucht man wohl auch, sich mit den in die Gegenwart hineinragenden, geschichtlich begründeten religiösen Institutionen und Bedürfnissen abzufinden. Denn die Gemeinden wollen pastorirt werden, und das theologische Studium soll eine Predigerstelle erschließen. Es ist einleuchtend, daß die so verstandene Theologie völlig in einer Reihe mit den übrigen Wissenschaften steht. Weder nach der Seite der Freiheit noch nach der der Gebundenheit kann es für sie maßgebende Gesichtspunkte besonderer Art geben.

Ich habe hier nicht die Aufgabe, eine solche Auffassung zu bekämpfen und ihr gegenüber die Berechtigung der katholischen zu erweisen. Ich versuche es ebensowenig, die Mittelstellung des positiv-gläubigen Protestantismus zu fixiren, welcher an der Offenbarung festhält, aber das kirchliche Lehramt verwirft. Wohl aber muß der Charakter der katholischen Theologie noch etwas näher beleuchtet werden.

Drei Momente sind es, durch welche derselbe bestimmt wird: der Ausgang von den Offenbarungswahrheiten, welche sich an den Glauben wenden und vom Glauben aufgenommen werden müssen, die geschichtlich bedingte

menschliche Geistesthätigkeit und die Ueberwachung durch das kirchliche Lehramt.

Daß durch das erste derselben die Freiheit, oder wenn man lieber will, die Willkür des Theologen eingeschränkt wird, liegt auf der Hand. Für den Gläubigen verhält es sich damit freilich nicht anders, wie für den Naturforscher mit den Thatsachen der Erfahrung: er muß sie nehmen, wie sie sind, er kann nichts davon abthun oder hinzuthun, gerade die von jedem subjectiven Beiwerke möglichst gereinigte Aufnahme des wirklichen Sachverhaltes ist es, die vor allen Dingen von ihm verlangt wird. Aber die Thatsachen der Erfahrung drängen sich einem jeden auf, der Sachverhalt ist für alle der gleiche und wird von allen in der gleichen Weise aufgenommen, falls die Bedingungen der Aufnahme die gleichen sind. Nur der künstlerischen Phantasie, niemals der wissenschaftlichen Forschung stellt sich die gegebene Wirklichkeit als eine Schranke dar; denn eben diese Wirklichkeit zu erkennen, ist ja das Ziel, worauf die Forschung sich richtet.

Auch die Offenbarungswahrheiten sind ein Gegebenes — für den, der sie im Glauben ergreift. Sie sind zudem ein Abgeschlossenes und Vollendetes. Sie können seit Christus keine Bereicherung erfahren, und es kann ihr Bestand nicht verringert werden, ihrem Inhalte nach ist jede Veränderung ausgeschlossen. Aber dieser Inhalt konnte im Laufe der Jahrhunderte immer vollständiger zur Entwicklung gebracht werden, und Form und Ausdruck konnten sich ändern. So ist die wissenschaftliche Arbeit auch hier auf die geistige Durchdringung eines bestimmten Stoffes gerichtet, und für den, der ihn mit übernatürlicher Glaubensgewißheit aufnimmt, ist er nur Stoff, nicht Schranke. Anders da, wo man der Offenbarung den Rücken kehrt. Man verliert damit sofort jede Schätzung der Theologie

als einer Glaubenswissenschaft. Der an das Dogma gebundene katholische Theologe erscheint als ein unfreier; dem überlieferten Inhalt religiöser Wahrheit gegenüber wird die vollste Freiheit gefordert. An die Stelle der systematischen Entwicklung tritt die Verarbeitung im Sinne der Ueberwindung, die Ausdeutung bis zu völliger Entleerung. Hier besteht ein Gegensatz, der sich nicht überbrücken läßt.

Das kirchliche Lehrgebäude, wie es heute vor den Theologen hintritt und von ihm zur Darstellung gebracht wird, war allerdings nicht von Anfang an fertig und abgeschlossen. Was Christus den Aposteln mittheilte, was diese der Welt verkündeten, war kein methodisch voranschreitendes, allseitig entwickeltes System; es war eine Fülle von Wahrheiten, die sich alle in der einen Thatsache, der Heilsgeschichte, der Menschwerdung des göttlichen Logos, wie in einem Brennpunkte vereinigen. Aber die Unterweisung der Gläubigen und die Abwehr gegen die Angriffe der Heiden wie gegen die Mißdeutungen der Häretiker machten es nöthig, diese Wahrheiten miteinander systematisch zu verbinden, ihren vollen Inhalt zu entwickeln, ihren genauen Sinn zu fixiren. Dies geschah durch die unausgesetzte Lehrverkündigung von seiten der dazu berufenen Organe, es geschah nach katholischer Auffassung unter Leitung des Heiligen Geistes, aber zugleich unter Mitwirkung der frühe beginnenden kirchlichen Wissenschaft.

Die Offenbarung schuf keine neue Sprache, sondern sie bediente sich der im Umlauf befindlichen, indem sie den Sinn und die Bedeutung einzelner Worte umprägte und erhöhte. Auch die Theologie, welche es unternahm, den Inhalt der Offenbarung ordnungsmäßig und lehrhaft auseinanderzusetzen und speculativ zu durchdringen, hatte hierzu gewisse Werkzeuge und Hilfsmittel nöthig, scharf umgrenzte Begriffe zur Gliederung des Stoffes, besondere

Ausdrücke, um in verständlicher Weise Beziehungen anzudeuten, welche über die Erfahrungen des täglichen Lebens weit hinausgehen. Damit war der griechischen Philosophie ihre neue welthistorische Aufgabe zugefallen. Sie hatte die Gefäße bereiten helfen, in welche nun ein aus höherer Quelle stammender, unendlich reicherer Inhalt gegossen wurde. Zunächst war es der Platonismus, aus dem man schöpfte. Die Richtung seiner Speculation auf das Uebersinnliche forderte direct dazu auf. Viel später, nachdem schon mehr als ein Jahrtausend durchmessen war und die wichtigsten Bestandtheile der Offenbarung längst ihre dogmatische Formulirung gefunden hatten, vollzog sich die enge Verbindung der theologischen Wissenschaft mit der Aristotelischen Philosophie, welche bis zum heutigen Tage fortbesteht. Mit ihrer Hilfe hat der hl. Thomas von Aquin, der größte Systematiker, den die Geschichte kennt, das große Lehrgebäude aufgerichtet, welches, nur in Einzelheiten hie und da modificirt, für die folgenden Jahrhunderte die katholische Theologie nach Form, Ausdruck und Lehrweise bestimmt hat.

Daß es auch für alle Zukunft dabei sein Bewenden haben müsse, folgt indessen daraus noch nicht. Alles geschichtlich Bedingte ist der Veränderung unterworfen. Thatsächlich hat das Christenthum seinen umgestaltenden und erneuernden Einfluß in erster Linie den occidentalischen Völkern zugewandt oder doch denen, welche ganz und gar von occidentalischer Cultur beherrscht waren. Aber es hätte ja auch im Rathe der Vorsehung anders beschlossen sein können. Hätte sich der Gang der Weltgeschichte mit dem Eintritte des Christenthums wieder rückwärts nach dem Osten gekehrt, wäre beispielsweise das uralte Culturland der Inder die hauptsächliche Stätte christlicher Theologie geworden, so würde die Theologie eine philosophische

Speculation vorgefunden und in ihren Dienst genommen haben, welche älter als die griechische, vielleicht reicher noch entfaltet als diese, jedenfalls aber von ihr sehr verschieden ist. Nicht der der Offenbarung entstammende Inhalt, wohl aber Form und Ausdruck der Theologie wären dann ganz andere geworden als jetzt, wo die Platonisch-Aristotelische Philosophie berufen war, dieselben zu liefern.

Aristoteles bezeichnet den Höhepunkt der griechischen Speculation, wodurch nicht ausgeschlossen wird, daß die philosophia perennis auch den spätern Systemen einzelne werthvolle Bestandtheile verdankt. Aber auch die Aristotelische Philosophie ist geschichtlich bedingt. An entscheidenden Punkten zeigt sich die Lösung der Probleme abhängig von der besondern Form der Fragestellung, welche die vorangegangene Entwicklung herbeigeführt hatte. Die begrifflichen Kategorien, in die Aristoteles die verwickelten Naturvorgänge zu fassen und aus denen er sie zu verstehen sucht, sind aus den nächstliegenden Erfahrungen abstrahirt und genügen den strengen Anforderungen causaler Erklärung nicht. So konnte es nicht ausbleiben, daß manche Bestandtheile, welche frühern Generationen als ein in sich selbst Werthvolles erschienen waren, jetzt nur noch ihren Werth durch die Anwendung behaupten, welche sie innerhalb der Theologie gefunden haben. Aber dem allgemeinen Bewußtsein werden sie mehr und mehr entfremdet. Schon heute sind sie dem Theologen nicht Elemente einer ihm von vornherein geläufigen Sprache, er muß erst lernen, welchen Sinn ihr Urheber damit ursprünglich verbinden, welchem Bedürfnisse des reflectirenden Denkens er dadurch Genüge leisten wollte, und zu welchem Gebrauche dementsprechend jene begrifflichen Elemente in der Theologie dienen sollen.

So könnte ich mir denken, daß eine heute noch keineswegs nahe Zukunft die Verbindung der Theo-

logie mit der Aristotelischen Philosophie lockerte und die nicht mehr verständlichen und noch weniger befriedigenden Begriffe durch andere ersetzte, welche ihrem vielfältig verbesserten Wissen entsprächen. Der Warnung des Evangeliums wäre damit nicht zuwider gehandelt, denn es würde ja nicht neuer Wein in alte Schläuche gegossen, sondern gerade umgekehrt neue Gefäße würden hergestellt werden, um den unerschöpflichen und seiner Wesensbeschaffenheit nach unveränderlichen Wein der Heilslehre darin aufzubewahren und den Gläubigen darzureichen.

Aber die Gefäße müßten freilich dazu geeignet sein. Die Versuche, welche im 17. Jahrhundert mit der Cartesianischen, im 19. Jahrhundert mit der Kantischen und Hegelschen Philosophie gemacht worden sind, mahnen zur Vorsicht. Ein Begriffssystem, welches das Aristotelische ersetzen sollte, müßte ebenso wie dieses aus der Fülle des Wissens und des Zeitbewußtseins hervorgegangen, es müßte ebenso wie dieses zu dauernder Herrschaft über weite Kreise der denkenden Menschheit gelangt sein. Auch dann aber würde seine Verwendung in der kirchlichen Theologie sich schwerlich ohne allerhand Irrungen und Wirrungen vollziehen. War es doch im 13. Jahrhundert nicht anders, als durch Vermittlung der Araber die vollständige Aristotelische Philosophie zur Kenntniß des christlichen Abendlandes kam. Ihre Aufnahme stieß zum Theil auf heftigen Widerstand. Auch einem Thomas von Aquin blieben die Anfeindungen nicht erspart. Er galt damals vielen als ein Neuerer, gegen den die Verfechter des bewährten Alten ihre Angriffe zu richten hätten.

So wird man dem einzelnen Gelehrten vorläufig nur rathen können, sich beim Vortrage der systematischen Theologie selbst da, wo ein Dogma nicht unmittelbar in Frage steht, innerhalb der Schranken des Hergebrachten zu halten.

Er wird in der Regel kein Glück damit haben, wenn er es unternimmt, sich von der Tradition der Jahrhunderte loszumachen und den Inhalt der Offenbarung nach eigenem Ermessen zu erläutern und zum Ausdrucke zu bringen. Auch wird er sich nicht verwundern können, wenn er bei seinem Beginnen auf das Mißtrauen der kirchlichen Behörden stößt.

Denn das ist das letzte, was noch hervorzuheben ist: die mündliche oder schriftliche Darstellung der Theologie in dem hier erörterten Sinne steht unter der Aufsicht des kirchlichen Lehramts. Ist die Kirche die Hüterin und Bewahrerin der göttlichen Offenbarung, ist es ihre Aufgabe, den Schatz des Glaubens unverfälscht den aufeinander folgenden Geschlechtern darzubieten, so hat sie auch über seinen Inhalt zu entscheiden. Nach katholischer Auffassung, wie sie oben dargelegt wurde, kann die Auslegung, wo es sich um wesentliche Punkte handelt, nicht dem Dafürhalten des Einzelnen überlassen bleiben. Ein Professor der katholischen Theologie hat nicht seine subjectiven Einfälle, wie geistreich sie auch sein mögen, vorzutragen, sondern die Lehre der Kirche. Verstößt er dagegen, so muß er sich die Correctur gefallen lassen.

Die Formel ist einfach, ihre Anwendung pflegt unter sehr verschiedenartigen Umständen zu erfolgen, sie kann für den Einzelnen einen schweren tragischen Conflict bedeuten. Unfehlbarkeit ist das Privilegium der Gesamtkirche und ihres Oberhauptes dann, wenn der Papst als oberster Richter in Glaubenssachen eine Entscheidung trifft. Sie steht nicht ebenso den untergeordneten Behörden und Organen zur Seite; daher sind Irrungen und Mißgriffe nicht ausgeschlossen. Als ein solcher erscheint uns heute die Verurtheilung Galileis. Die Bestreiter des Irrthums mögen nicht immer von der lautern Liebe zur Wahrheit

getrieben sein, Eifersucht der Schulen, Cliquenwesen und persönliches Vorurtheil können sich einmischen. Umgekehrt mag der im Irrthum Befangene oder der Abweichung von der Kirchenlehre Beschuldigte sich seines guten Willens, seiner aufrichtigen Gesinnung bewußt, er mag mit überlegener wissenschaftlicher Bildung ausgerüstet sein. Das muß dazu bestimmen, im gegebenen Falle Vorsicht und Milde walten zu lassen; aber das Princip, wie es oben formulirt wurde, bleibt unangetastet.

Auch glaube ich nicht, daß theologische Controversen heute ein Echo in weitern Kreisen finden, soweit das katholische Lager in Frage kommt. Man kann das günstig oder ungünstig deuten, auf religiöse Gleichgiltigkeit oder auf Steigerung des Autoritätsgefühls zurückführen. Thatsächlich betheiligt sich die religiös gesinnte gebildete Männerwelt am kirchlichen Leben, an den Werken der Charitas, vielleicht auch an der Politik; die Fragen der theologischen Wissenschaft pflegt sie denen zu überlassen, welche berufsmäßig damit befaßt sind. Eine Bewegung, wie sie vor 30 Jahren, am Vorabende des Vaticanischen Concils entfacht wurde, um mit der Begründung des Altkatholicismus zu endigen, würde heute in katholischen Laienkreisen, soweit meine Kenntniß reicht, nicht viele Förderer finden. Vestigia terrent.

Aber ein anderer Punkt bedarf noch der Erörterung. Wenn die katholische Theologie der Aufsicht des kirchlichen Lehramts untersteht, die Freiheit des Forschens und Lehrens also auf diesem Gebiete ihre Schranken findet, gehört dann diese Theologie noch an unsere deutschen Universitäten?

Wenn die Frage von denen zu entscheiden wäre, welche sie neuerdings vor der Oeffentlichkeit behandelt haben, so wäre das Ergebniß nicht zweifelhaft. Daß die Schriften eines Theologieprofessors auf den Index gesetzt worden

sind, erscheint ihnen als ein Schlag, den römische Dunkelmänner gegen die deutsche Wissenschaft gerichtet haben, und als ein neuer Beweis, daß für katholisch-theologische Facultäten, solange sie der Controlle einer fremden, deutschem Wesen und moderner Wissenschaft feindseligen Macht unterworfen sind, kein Platz an den staatlichen Hochschulen sei.

Was nun das erste betrifft, so wundert man sich füglich über das Interesse, das jene Kreise an theologischen Controversen zu nehmen scheinen. Von dem einen und andern, die sich besonders laut vernehmen ließen, wußte man bisher nicht, daß ihnen die bedenklichen Consequenzen des „Molinistischen Gottesbegriffs" ernstliche Sorgen bereitet hätten, oder daß sie durch ihre dogmatischen Studien zu der Ueberzeugung geführt worden wären, es ginge nicht der Sohn vom Vater aus und der Heilige Geist von Vater und Sohn zugleich, sondern die göttlichen Personen aus der einen göttlichen Natur und Wesenheit. Auch war jenen Kreisen die Entdeckung vorbehalten, daß in den censurirten Lehren ein Stück deutschen Geistes und nationaler Eigenart getroffen worden sei. Daß gewisse Unterschiede der germanischen und der lateinischen Rasse sich im wissenschaftlichen Betrieb und im religiösen Leben aufweisen lassen, soll nicht geläugnet werden; daß es sich bei jenem besondern Falle um den Gegensatz von römisch und deutsch handle, ist eine ganz haltlose Behauptung. Was Professor Schell die Sympathie weiterer katholischer Kreise gewonnen hatte, war sein Eintreten für größere geistige Regsamkeit, für unbefangene Hingabe an alle wirklichen Culturfortschritte, zum Theil vielleicht auch seine Abneigung gegen eine Theologie und Frömmigkeit von ausschließlich polemischer Färbung. Daß man sich ebenda auch für die von der Indexcongregation verurtheilten Lehrpunkte erwärmt und in ihnen den Ausdruck des eigenen Fühlens und

Denkens erkannt hätte, möchte ich bezweifeln. Der Competenz von Richtern und Rathgebern, welche außerhalb der Kirche stehen, sind diese theologischen Interna schlechterdings entzogen.

Ernsthafter, wenn auch, wie zuversichtlich zu hoffen steht, nicht erfolgreicher ist die Behauptung, daß für den Lehrvortrag der katholischen Theologie im Organismus der Universitäten keine Stelle sei. Die Consequenz würde sein, daß katholisch-theologische Facultäten, wo sie bestehen, beseitigt werden müßten und jedenfalls keine neuen errichtet werden dürften.

Aber warum denn nur die katholisch-theologischen?

Als im preußischen Abgeordnetenhause am 5. und 6. März 1896 eine lebhafte Discussion über die Maßregel der Regierung stattfand, welche in Bonn und Marburg mehrere der positiven Richtung angehörige Professoren der protestantischen Theologie angestellt hatte, ohne sich zuvor mit den Facultäten darüber ins Einvernehmen zu setzen, bemerkte der Abg. Virchow: wenn man den theologischen Facultäten die Aufgabe zuweise, einen gewissen Bestand angeblich göttlicher oder geoffenbarter Wahrheiten zu erhalten und auszulegen, so paßten sie überhaupt nicht in den Rahmen der Universitäten hinein, ja sie stünden zu der dort herrschenden Weise des wissenschaftlichen Betriebs in einem Gegensatze. Was im 16. Jahrhundert die Reformation gewesen, sei heute die freie wissenschaftliche Kritik. Bei größerer Consequenz hätte die Reformation auch mit den theologischen Facultäten aufräumen sollen, vor denen sie damals Halt machte. „Dann", meinte er, „würden die Schwierigkeiten beseitigt worden sein, welche immer wieder auftreten, indem ein gewisser Theil der Menschen behauptet, daß sie allein die Träger der göttlichen Wahrheit seien."

Die Vertheidiger der Regierungsmaßregel suchten demgegenüber geltend zu machen, daß dieselbe ja gerade der Lehrfreiheit freie Bahn schaffe, indem sie verschiedenen Richtungen nebeneinander Raum gewähre. Sie verstoße sonach keineswegs gegen das protestantische Princip, wonach „dem Einzelnen eine Gewissensprüfung der Dinge, die er glauben und auf die er sein zeitliches und ewiges Heil stellen will, überlassen worden ist". Aber ein Vorbehalt ist doch immer dabei. Die Lehrfreiheit des Professors wäre sofort bei ihrem Ende angelangt, wenn er es unternehmen wollte — katholische Theologie vorzutragen. Keine Berufung auf die gewährleistete Freiheit der Forschung und der individuellen Gewissensüberzeugung würde ihn gegen Censurirung und Absetzung schützen.

Ob auch dann ein Zetergeschrei sich erheben würde über die Vergewaltigung der Wissenschaft? Schwerlich, vielmehr wäre es in diesem Falle der Gemaßregelte, der als Dunkelmann geächtet, gegen den man die Partei der staatlichen Obrigkeit ergreifen würde. Man würde zudem, und zweifellos mit vollem Recht, geltend machen, daß, wer sich durch Uebergang zum katholischen Bekenntniß von der protestantischen Gemeinschaft trenne, unmöglich Professor der protestantischen Theologie bleiben könne.

Der principielle Gegensatz zwischen katholischer und protestantischer Auffassung soll hiermit in keiner Weise verwischt, es soll nur dargethan werden, daß, wenn auf den Universitäten unbedingte Forschungs- und Lehrfreiheit herrschen sollen, auch die protestantisch-theologischen Facultäten ausgeschlossen werden müssen. Denn auch für die letztern gibt es eine solche nicht. Der Unterschied ist hier nur ein solcher des Grades. Für den protestantischen Forscher bildet der Uebergang zum Katholicismus die eine unaufhebbare Schranke, für den katholischen Theologen er-

gibt sie sich aus der von der Kirche verkündeten Glaubenslehre. Daß seine Bewegungsfreiheit eine enger umgrenzte ist als die seines protestantischen Collegen, steht außer Frage. Der letztere mag es mit seinem Standpunkte und seinem Lehrberufe vollkommen vereinbar halten, wenn er den göttlichen Ursprung des Christenthums und die Inspiration der Heiligen Schrift in jeder Gestalt preisgibt. Der katholische Theologe würde damit aufhören, katholisch zu sein, und somit auch die Fähigkeit verlieren, die Theologie zu lehren, die von ihm verlangt wird, geradeso wie der andere, wenn er seine Abkehr von der protestantischen Gemeinschaft durch die Hinwendung zur katholischen Lehre bekunden sollte. Auch ein solcher verliert zugestandenermaßen die Fähigkeit, das Amt zu bekleiden, das ihm übertragen war. Will man also nicht mit Virchow ganz allgemein jede Theologie von den Universitäten verbannen, welche in irgendwelchem, wenn auch noch so losem Zusammenhange mit einem kirchlichen Bekenntnisse steht, so hat man auch kein Recht, den katholischen Facultäten ihre Stätte an denselben zu verweigern.

Oder ist es vielleicht weit mehr der Katholicismus, den man fernhalten, als die Forschungsfreiheit, die man schützen will? Dann wäre zu entgegnen, daß wir achtzehn Millionen deutscher Katholiken nicht gesonnen sind, uns das gefallen zu lassen. Wesen und Aufgabe der Universitäten derart zu bestimmen, daß der bekenntnißtreue Katholicismus und mit ihm die kirchliche Theologie davon ausgeschlossen wird, nennt man in der Sprache der Logik eine petitio principii, in der des praktischen Lebens eine Anmaßung.

Außerdem aber: es ist ja gar nicht wahr, daß unsere Universitäten ausschließlich Stätten der freien Forschung wären; es ist nicht einmal vollkommen zutreffend, wenn

als Aufgabe der Universitätslehrer hingestellt wird, daß sie „die Schüler in die Forschung einführen, sie mit dem Geiste der Forschung, dem Suchen nach der Wahrheit erfüllen sollen". Das gilt doch nur von solchen Schülern, welche selbst wieder aus der Wissenschaft ihren Beruf machen, welche Naturforscher und Historiker werden wollen. Es gilt nicht von der überwiegenden Mehrzahl, die die Universität besucht, um sich die für die Anstellung im Staatsdienst und das Bestehen der Examina geforderten Kenntnisse anzueignen. Auch von unsern Juristen wollen wir allerdings, daß sie nicht durch bloßen mechanischen Drill, sondern in wissenschaftlicher Weise auf ihre künftige Thätigkeit vorbereitet werden. Aber die Hauptsache ist doch die und ist gerade jetzt, daß sie sich das gewaltig angewachsene Gesetzgebungsmaterial geistig aneignen, damit sie künftig davon einen verständigen und sachgemäßen Gebrauch zu machen im stande sind. Ich bezweifle, daß ein Professor, dem es obliegt, Vorlesungen über das neue Bürgerliche Gesetzbuch zu halten, seine Aufgabe darin erblicken wird, die Zuhörer mit dem „Geiste der Forschung", dem „Suchen nach der Wahrheit" zu erfüllen. Und für die Rechtscandidaten, welche nur zu diesem Zwecke die Vorlesungen besuchen wollten und von der Ueberzeugung durchdrungen wären, daß die Freiheit des Forschens nicht „durch irgend eine patentirte Wahrheit beschränkt" sein dürfe, wäre die Katastrophe im Examen unausbleiblich.

Unsere Universitäten werden fortfahren beides zu sein: Lehranstalten und Stätten der Forschung. Für beides muß ihnen Freiheit der Bewegung gewährt sein, d. h. diejenige Freiheit, welche der Natur der einzelnen Fächer und der jedesmaligen Function der verschiedenen Lehrer entspricht. Die protestantischen Facultäten sollen protestantische, die katholischen Facultäten katholische Theologie lehren;

darin liegt für beide eine Schranke ihrer Freiheit, aber eine in der Sache begründete, die daher ernsthaft nicht beanstandet werden kann. Ob diese Schranke für die Angehörigen der protestantischen Facultät nur in dem oben angenommenen Falle sichtbar wird, wo einer derselben auf den katholischen Standpunkt treten wollte, oder auch dann, wenn er das Apostolische Glaubensbekenntniß verwirft, habe ich nicht zu untersuchen. Für den katholischen Theologen ist sie in autoritativer Weise durch das kirchliche Lehramt festgestellt. Die ihm übertragene Function ist, die Lehre seiner Kirche vorzutragen.

Man braucht sich also in keiner Weise durch die Angriffe einschüchtern zu lassen, welche in der Neuzeit da oder dort gegen den Fortbestand der katholisch-theologischen Facultäten gerichtet worden sind. Auch werden dieselben an den Stellen, bei denen die Entscheidung liegt, schwerlich ein Echo finden. Die Zeiten haben sich geändert. Auch nicht-katholische Regierungen verschließen sich der Ueberzeugung nicht länger, daß ein gebildeter Clerus zu den vornehmsten staatserhaltenden Factoren gehört; nur noch eine kleine Minderheit innerhalb der bürgerlichen Parteien bei uns sieht im „Clericalismus den Feind", und kein ernsthafter Staatsmann wird sich durch rednerische oder publicistische Kundgebungen dieser Minderheit dazu bestimmen lassen, berechtigte Forderungen der Katholiken zu mißachten oder gar ihre wohlerworbenen Rechte zu kränken. Uns aber kommt es zu, aus den Machtverschiebungen auf dem politischen Gebiete die richtigen Folgerungen zu ziehen. Können wir das Schwert der Abwehr in die Scheide stecken, welches wir in der Periode des Culturkampfes pflichtmäßig zu schwingen hatten, so gilt es nun, in friedlichem Wettbewerb mit den andern an allen Culturaufgaben mitzuarbeiten, auf allen Gebieten des öffentlichen

Lebens unsere Anschauungen zum Ausdruck zu bringen. Hier ist vieles versäumt worden, was jetzt nachgeholt werden muß.

5. Hindernisse, die überwunden werden müssen.

Nach den grundsätzlichen Erörterungen, welche in den drei vorangehenden Kapiteln angestellt wurden, wende ich mich zu der in der Einleitung aufgeworfenen Frage zurück: Gibt es innere Gründe, welche der Entfaltung regen wissenschaftlichen Geistes in unserem Lager entgegenstehen, und welches sind diese?[1]

Einen ersten Grund erblicke ich in der in katholischen Kreisen nicht seltenen ungenügenden Werthschätzung der Wissenschaft. Bei unsern protestantischen Mitbürgern steht es damit ganz anders. Nicht vielleicht bei den eigentlich kirchlich gesinnten, wohl aber bei den sogen. freisinnigen sind die Gelehrten, die Professoren gewissermaßen an die Stelle der Geistlichen getreten. Man erblickt in ihnen die Vertreter der höchsten idealen Bestrebungen; man hat Respect vor wissenschaftlicher Thätigkeit, selbst wenn sie sich abgelegenen Gebieten zuwendet; man ist stolz, mit Männern im Verkehr zu stehen, die in ernster, nach außen unscheinbarer Thätigkeit den Umkreis unserer Erkenntniß erweitern. Und ganz natürlich, daß die Gunst, die der Sache und dem Stande gezollt wird, dahin wirken muß, strebsame junge Leute für den wissenschaftlichen Beruf zu gewinnen. Daß dabei auch Ueberschätzung mit unter-

[1] Im folgenden sind die Ausführungen theilweise wiederholt, welche drei im Jahre 1897 in den Historisch-politischen Blättern unter dem Titel „Katholicismus und Wissenschaft" von mir veröffentlichte Aufsätze enthalten.

läuft, soll gar nicht geläugnet werden. Aber wenn auch gelegentlich gespreizte Selbstüberhebung auf der einen und philisterhafte Bewunderung auf der andern Seite den Spott herausfordern, so ist doch kein Zweifel, daß die hohe Werthschätzung, welche die profane Wissenschaft und ihre Vertreter in gebildeten protestantischen Kreisen genießen, zu den Factoren gerechnet werden muß, welche den Vorsprung der Protestanten auf diesem Gebiete bedingen.

In demselben eine nothwendige Consequenz des „protestantischen Princips" erblicken zu wollen, wäre grundlos. Man würde in den Lebensläufen unserer berühmten Physiker und Chemiker vergeblich nach Belegen dafür suchen, daß der selbständige Vernunftgebrauch religiösen Fragen gegenüber und der Eifer, mit dem sie hier freie Forschung geübt hätten, ihrer erfolgreichen Bethätigung auf dem Gebiete der Naturwissenschaft förderlich gewesen wäre. Und daß umgekehrt aus dem „katholischen Princip" nicht ein Hinderniß für gleich erfolgreiche Bethätigung sich ergeben muß, ist durch die frühern Erörterungen festgestellt worden. Aber eine in der Unvollkommenheit der Menschen begründete psychologische Nebenwirkung kann man allerdings zur Erklärung jenes Zurückbleibens und der hervorgehobenen Unterschätzung wissenschaftlicher Arbeit heranziehen.

Aristoteles spricht in seiner Ethik gelegentlich den Satz aus: naturgemäß sei die Lage des Wissenden glücklicher als die des Suchenden und Forschenden. Damit vergleiche man den bekannten pathetischen Ausspruch Lessings: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch sich befindet oder zu befinden meint, sondern die aufrichtige Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin

allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht träge, ruhig, ſtolz. Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, auf ewig und immer zu irren, verſchloſſen hätte, und ſpräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm in ſeine Linke und ſagte: ‚Vater, gib, die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein.‘“

In der modernen Welt hat unter dem Einfluſſe des Proteſtantismus die Denkweiſe Leſſings vielerorts den Sieg über die Denkweiſe des Ariſtoteles davongetragen. Zugleich mit dem zur Vermittlung übernatürlicher Wahrheiten berufenen Lehramte hat man den Glauben an abſolute Wahrheiten überhaupt aufgegeben. Damit iſt dann freilich der ältern Auffaſſung ihr Boden entzogen. Bereicherung der menſchlichen Erkenntniß, die aber im beſten Falle nur eine ſtufenweiſe Annäherung an die immer unerkennbar bleibende volle Wahrheit darſtellt, gilt als die einzige Aufgabe aller Wiſſenſchaft. Trotz dieſem Verzichte aber auf einen abſchließenden Erfolg ihrer mühevollen Arbeit, ja gerade wegen dieſes Verzichtes, zollt man wiſſenſchaftlicher Bethätigung die höchſte Bewunderung, ſieht man in ihr den größten Triumph des menſchlichen Geiſtes. Und proteſtantiſche Gelehrte gewinnen den lebhaften und unermüdlichen Eifer für wiſſenſchaftliche Forſchung, welcher ſie auszeichnet, aus der Atmoſphäre, in der ſie leben, aus dem Verſtändniß und der Anerkennung, welche ihre Beſtrebungen finden, und zuletzt vielleicht auch aus dem unausrottbaren Verlangen nach Wahrheit, dem der angeſonnene Verzicht auf endgiltige Befriedigung einen nur noch ſchärfern Stachel verliehen hat.

Der Katholicismus hält an der Ariſtoteliſchen Denkweiſe feſt. Er preiſt ſich glücklich im Beſitze übernatür-

licher, auf göttlicher Offenbarung beruhender, bei dem unfehlbaren Lehramte der Kirche hinterlegter Wahrheiten; er weiß nicht minder von abſoluten Vernunftwahrheiten, abſchließenden natürlichen Erkenntniſſen alſo, abſchließend freilich nicht nach der Seite ihres Inhaltes, als ob hier keine Dunkelheit und kein ungelöſtes Räthſel übrig bliebe, wohl aber nach der Seite ihrer unerſchütterlichen Geltung: das Daſein Gottes und die Abhängigkeit der ſichtbaren Welt von einer unſichtbaren ſchöpferiſchen Urſache, die Unſterblichkeit der Seele und ihre jenſeitige Beſtimmung, die Freiheit und ſittliche Verantwortlichkeit des Menſchen. Und an dieſe Vernunftwahrheiten und jene übernatürlichen Wahrheiten ſchließt ſich ein größerer oder geringerer, mehr oder minder deutlich zum Bewußtſein des Einzelnen gelangender Umfang von nothwendigen Vorausſetzungen, nächſten Folgerungen und thatſächlichen Annahmen. Das Ganze aber bildet ein koſtbares Erbe, das von Generation zu Generation übergeht, um ſo koſtbarer, als alle jene Wahrheiten nicht nur die denkbar höchſten Probleme betreffen, nicht nur den tiefſten Bedürfniſſen unſeres Gemüthes entgegenkommen, ſondern auch, wie wir überzeugt ſind, mit unſerem eigenen Wohl und Wehe in entſcheidender Weiſe zuſammenhängen.

Nun iſt ja völlig klar, daß hier, wie überall, der ererbte Beſitz nicht von der Pflicht eigener Arbeit entbindet. Negligentiae mihi esse videtur, si postquam confirmati sumus in fide, non studemus quod credimus intelligere, ſagt der hl. Anſelmus von Canterbury. Erſt wenn wir uns den Schatz überkommener und im Glauben aufgenommener Wahrheit durch eigene Thätigkeit geiſtig aneignen, kommt er uns nach ſeinem vollen Werthe zum Bewußtſein. Und nicht nur das. Wie erhaben auch jene religiöſen Wahrheiten, die wir nicht erſt zu ſuchen haben, als deren glückliche Beſitzer wir uns erachten dürfen, im

Vergleiche mit allem dem sind, was menschliche Forschung im einzelnen über den Zusammenhang der Naturereignisse und den Verlauf der Menschengeschichte herauszustellen vermag, hüten wir uns, daß uns nicht, wie Lessing sagt, der Besitz stolz und träge macht, so daß wir das ganze Gebiet weltlicher Wissenschaft als etwas Minderwerthiges beiseite liegen lassen! Und vor allem: fügen wir nicht zu selbstverschuldeter Armut im Bereiche dieser letztern den Bettelstolz hinzu, der auf das, was er zu erwerben versäumt hat, mit künstlich genährter Verachtung herabsieht.

Wir können nicht von der Luft leben, während wir unser Heil wirken. In diese Zeitlichkeit hineingestellt, finden wir uns unausweichlich verwickelt in alle möglichen zeitlichen Bedürfnisse und das ganze System von Veranstaltungen zu ihrer Befriedigung. Da heißt es, rüstig Hand anlegen und nicht in falsch verstandener Frömmigkeit die Dinge gehen lassen, wie sie gehen. Wirtschaftlicher und socialer Niedergang wäre die Folge eines solchen Quietismus. Hier liegt, wie oben in der Einleitung ausgeführt wurde, das eigentliche Grundproblem christlicher Lebensphilosophie. Auch die richtige Werthschätzung der weltlichen Wissenschaft fällt darunter.

Wohl redet der Apostel (2 Tim. 3, 7) von solchen, die immer lernen und doch niemals zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, und kein Zweifel, daß er damit, ganz im Sinne des Aristoteles und mit weit größerem Rechte als dieser, den Besitz der Wahrheit als das Höhere hinstellt. Aber daß Lernen und Forschen an sich etwas Minderwerthiges sei, sagt er nicht. In unsern katholischen Kreisen aber begegnet man nicht ganz selten einer derartigen, ich sage nicht: Ansicht, wohl aber Stimmung. Mit einer gewissen Geringschätzung spricht man dort von der „sogenannten deutschen Wissenschaft". Man fragt, was bei all dem Auf-

wande von Gelehrsamkeit schließlich „herauskomme", und weit mehr als über wirkliche Errungenschaften freut man sich über die Fälle, wo vorschnell im Namen der Wissenschaft gemachte Aufstellungen sich als unhaltbar erweisen und zurückgenommen werden müssen. In den Reden auf Volksversammlungen aber erscheint der „Gelehrte", der „Professor" nicht selten als komische Figur.

Wo eine derartige Stimmung besteht, ist an einen erfolgreichen Wettkampf mit den Protestanten auf dem Gebiete der Profanwissenschaften nicht zu denken. Und man sage nicht, daß darauf nichts ankomme! Gewiß, an dem Werthe der Heilswahrheiten gemessen, verschwindet die großartigste Entdeckung, welche etwa ein Physiker über das Verhältniß von Elektricität und Licht gemacht hat oder in Zukunft machen wird. Aber solche und ähnliche Entdeckungen rufen das Interesse der ganzen gebildeten Welt wach, sie greifen durch ihre praktischen, alsbald von Technik und Industrie verwertheten Folgen tief ins Leben ein, sie üben unter Umständen einen einschneidenden Einfluß auf die gesamte menschliche Wirtschaft. Und das alles sollen wir Katholiken, froh, im sichern Besitze der höchsten Wahrheiten zu sein, den Andersgläubigen überlassen? Wir sollten nicht auch unsererseits activ theilnehmen wollen an der wachsenden Erkenntniß von Gottes wunderbarer Schöpfung, an dem fortschreitenden Siege des nach Gottes Ebenbilde geschaffenen Menschengeistes über die Kräfte der Natur? Drohte alsdann nicht auch uns die Strafe des unnützen Knechtes, der sein Pfund vergraben hatte?

Und noch ein anderes ist zu bedenken. Spätern Zeiten wird vielleicht unser Jahrhundert als eine Periode der größten und einschneidendsten Umwälzungen erscheinen. Dampf und Elektricität vor allem haben das Antlitz der Erde verändert, die entferntesten Landstriche einander nahe

gebracht, die Grundlagen des alten Wirtschaftslebens erschüttert, nicht selten für immer beseitigt. An diesen Umwälzungen war die Naturforschung, welche in keiner Epoche so gewaltige Fortschritte zu verzeichnen hat, ganz wesentlich betheiligt. Ihre theoretischen Aufstellungen hat die Technik ins Praktische übersetzt und die Industrie in einer Weise und in einem Umfange ins tägliche Leben eingeführt, daß wir gleichsam auf Schritt und Tritt davon umgeben sind. Und dieser enge Zusammenhang zwischen den Fortschritten der Wissenschaft und den Fortschritten der materiellen Cultur ist nicht etwa nur den Gelehrten bekannt, er ist recht eigentlich in das Bewußtsein der Gebildeten übergegangen. Spricht man doch geradezu von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung der Neuzeit. Nun ist ja gewiß, daß alle jene Errungenschaften sich sehr wohl mit kirchlicher Gesinnung in Einklang bringen lassen und diese Weltanschauung nicht im Widerspruche steht mit der katholischen Lehre, vorausgesetzt, daß dieselbe auch wirklich von wissenschaftlicher Art ist und nicht ein bloßes, mit dem Scheine der Wissenschaftlichkeit prunkendes Phantasiegebilde. Aber es genügt nicht, dies grundsätzlich zu behaupten, vielmehr gilt es, die anerkannte Harmonie auch durch die That zu bekunden.

Je umfassender und je energischer gläubige Katholiken an diesen Aufgaben der modernen Cultur und der modernen Wissenschaft mitarbeiten, desto mehr schwindet die Gefahr, daß die Errungenschaften der einen wie der andern in einem der katholischen Kirche feindlichen Sinne ausgebeutet und verwerthet werden könnten; desto mehr schwindet insbesondere auch die Gefahr, daß die Söhne christlicher Familien, wenn ihr Studium sie diesen Gebieten zuführt, darum, weil sie so selten den Spuren von Katholiken in ihnen begegnen, der Kirche entfremdet werden. Man darf diese Gefahr nicht unterschätzen. Den idealen Sinn der

gebildeten Jugend begeiſtert nicht nur die Tapferkeit auf dem Schlachtfelde, ſondern ganz ebenſo die von Erfolg gekrönte Ausdauer im Bereiche geiſtiger Thätigkeit. Die Bewunderung aber, die ſie den glänzenden Namen der Wiſſenſchaft zollt, mindert nur zu leicht die Werthſchätzung des angeborenen religiöſen Bekenntniſſes, wenn faſt alle ihre Träger dem letztern fremd oder feindlich gegenüberſtehen. An der Macht, mit der ſolche Beiſpiele wirken, bricht ſich die Kraft beredter Ausführungen oder dialektiſcher Argumente. Darum gilt, was ich ſchon früher einmal geſagt habe: ein einziger Gelehrter, der erfolgreich in die Forſchung eingreift, deſſen Namen mit weithin ſichtbaren Zeichen in die Blätter der Geſchichte eingegraben iſt, und der ſich zugleich in ſeinem Leben ſtets als treuer Sohn der Kirche bewährt hat, wiegt ganze Bände Apologetik auf.

Von dieſer Wahrheit iſt man, wie mir ſcheint, auch in den gebildeten Kreiſen unter uns noch immer zu wenig durchdrungen. Man huldigt im Grunde der gleichen Sinnesweiſe, welche für die minder gebildeten Schichten und zumal für das gläubige Landvolk charakteriſtiſch iſt. Dort ſteht der geiſtliche Stand noch immer in hoher Verehrung. Seinen Mitgliedern kommt man mit wirklichem, herzlichem Intereſſe entgegen. Der angehende Theologe findet Hilfe und Förderung, der geiſtliche Sohn iſt der Stolz ſeiner Familie. Aber das Intereſſe, das man bisher an dem Gymnaſiaſten oder Univerſitätsſtudenten genommen hatte, erliſcht mit dem Augenblicke, wo dieſer dem theologiſchen Berufe untreu wird, der allein ſeinen Studien einen Werth zu verleihen ſchien. Dafür, daß der junge Mann Beamter oder gar weltlicher Gelehrter werden ſolle, hat man von vornherein wenig oder gar kein Intereſſe. Man ſöhnt ſich gegebenenfalls damit aus, wenn ihn dieſer

Weg zugleich in eine wirtſchaftlich geſicherte Stellung gebracht hat.

Die Antheilnahme der katholiſchen Bevölkerung gilt dem Stande, ſie gilt in erſter Linie dem Prieſter und Seelſorger, aber ſie kommt naturgemäß auch der theologiſchen Wiſſenſchaft zu gut. Von einer ziffermäßigen Rückſtändigkeit der deutſchen Katholiken kann daher auch hier keine Rede ſein. An vierzehn theologiſchen Facultäten und fünf biſchöflichen Lehranſtalten wirken 125 Profeſſoren und Docenten. Gerade dies aber illuſtrirt aufs deutlichſte den innigen Zuſammenhang, der zwiſchen der Hinwendung zu den gelehrten Berufen überhaupt und der activen Betheiligung am wiſſenſchaftlichen Leben beſteht. Erfreuten ſich die andern Stände, zu denen der Weg durch die höhern Bildungsanſtalten führt, der gleichen Gunſt der katholiſchen Bevölkerung, ſo würde allmählich auch die Zahl katholiſcher Vertreter auf den Gebieten der Profanwiſſenſchaften zunehmen, zumal dann, wenn gleichzeitig in allen katholiſchen Kreiſen eine geſteigerte Werthſchätzung dieſer letztern Platz griffe.

Hier wäre es vor allem der Clerus, welcher Abhilfe leiſten und einen beſſernden Einfluß ausüben könnte, nachdem er ſich ſelbſt von der ganzen Wichtigkeit der Aufgabe durchdrungen hätte. Der Zuwachs, der den gelehrten Berufen und ganz beſonders auch der Univerſitätscarriere ſeit Generationen in den Söhnen der proteſtantiſchen Pfarrhäuſer zu theil wird, iſt mehrfach hervorgehoben worden. Hier liegt ein ſehr bedeutſamer Factor confeſſioneller Verſchiebung und einer der Gründe für das ſieghafte Vordringen des Proteſtantismus. Daher ſollten auch unſere Geiſtlichen in der Stadt wie auf dem Lande beſtrebt ſein, talentvollen Knaben, ganz unabhängig von der Frage, ob ſie Beruf zum geiſtlichen Stande haben, den Beſuch der

höhern Lehranstalten zu ermöglichen, oder die Eltern veranlassen, sie dahin zu schicken. Und ebenso sollte sich die gebildete Laienwelt überzeugen, daß es sich hier um die Abstellung eines geradezu beängstigenden Mißverhältnisses handelt. Die wirkliche oder vermeintliche Ueberfüllung jener Lehranstalten und der verschiedenen Berufszweige, zu denen sie die Vorbereitung bieten, darf nicht zurückschrecken. Die katholische Bevölkerung muß die ihr numerisch innerhalb derselben zufallende Vertretung zurückerobern.

Ein anderes Bedenken ist begründeter. Ist nicht zu befürchten, daß die Söhne gut katholischer Familien, welche diese oder hilfebereite Geistliche den höhern Schulen zuführen, dort unter dem Einflusse ungläubiger Lehrer der Religion entfremdet werden, zu dem Geiste des Elternhauses in Gegensatz treten und, statt den oben bezeichneten Zielen zu dienen, für dieselben verloren gehen? Man darf dieses Bedenken, für welches ohne Zweifel mehr als eine traurige Erfahrung angerufen werden kann, nicht unterschätzen, aber ich glaube, man soll es auch nicht überschätzen. Liefern doch die katholischen Studentencorporationen den erfreulichen Beweis, daß ein solches Ergebniß nicht die Regel zu bilden braucht und glücklicherweise auch nicht bildet, sondern ein erheblicher Procentsatz unter den katholischen Abiturienten sich auf dem Gange durchs Gymnasium Glauben und Sitte der Väter zu bewahren gewußt haben. Und zu den oben ins Auge gefaßten Zielen gehört ja ganz nothwendig die stärkere Vertretung der Katholiken unter den Lehrern an den Gymnasien und Realschulen! Auch hier gilt es, den fehlerhaften Zirkel zu durchbrechen und nicht durch ängstliche Zurückhaltung von den gelehrten Berufen die Gefahren zu unterhalten und zu steigern, welche denen drohen, die sich ihnen anvertrauen wollen.

Damit komme ich auf das zweite, was zu der beklagten ungenügenden Werthſchätzung hinzutritt: man iſt katholiſcherſeits vielfach zu ängſtlich der Wiſſenſchaft gegenüber. Auch das iſt ſehr leicht zu begreifen, ja es wirkt ſogar eine Mehrheit von Umſtänden zuſammen, dieſe Aengſtlichkeit hervorzurufen und zu erhalten. Man erinnere ſich der geſchichtlichen Entwicklung. Jahrhundertelang war die Kirche die alleinige Trägerin aller höhern Cultur, die Wiſſenſchaft ſtand in ihrem Dienſt, in den Händen des Clerus lag nahezu ausſchließlich der wiſſenſchaftliche Betrieb. Mit dem Ausgange des Mittelalters beginnt die Verweltlichung. Das alte Verhältniß wird gelöſt, eine von der Kirche unabhängige Wiſſenſchaft kommt auf. Dieſelbe ſteht von Anfang an im Gegenſatze gegen überkommene Lehrmeinungen und Schulautoritäten, vielfach aber auch gegen religiöſe Vorſtellungen und grundlegende Dogmen. Die italieniſchen Ariſtoteliker des 16. Jahrhunderts wollen ſich nicht nur von den ſcholaſtiſchen Erklärern emancipiren, ſondern ſie läugnen, auf Ariſtoteles geſtützt, Unſterblichkeit und Vorſehung. Giordano Bruno verkündet in ungeſtümem Eifer das Kopernikaniſche Syſtem, nicht etwa um in rein wiſſenſchaftlichem Intereſſe das Ptolemäiſche als unbegründet zu erweiſen, ſondern ausdrücklich, um damit die geſamte chriſtliche Weltanſchauung aus den Fugen zu heben.

Nun wäre es ja gewiß wünſchenswerth und erfreulich geweſen, wenn demgegenüber die Vertreter des kirchlichen Standpunktes von Anfang an ihre ganze Kraft dafür eingeſetzt hätten, nur die widerchriſtlichen Conſequenzen der neuen Lehren abzuwehren, unter Anerkennung ihres bleibenden Wahrheitsgehalts oder des Berechtigten in der neuen Weiſe des Forſchens. Wie viele Conflicte wären ſo vermieden worden, aus denen man bis auf den heutigen

Tag den Vorwurf gegen die Kirche zu begründen pflegt, daß sie sich feindlich dem Fortschritte der Wissenschaft entgegengestellt habe! Aber wer sich von solchen Vorwürfen einschüchtern läßt, der unterschätzt die Macht, welche jahrhundertelange Gewöhnung auf die Art des Vorstellens und die Richtung des Denkens ausübt; der weiß nicht, wie schwer es ist, unter der Masse überkommener und enge miteinander zusammenhängender Vorstellungen das Wesentliche und wahrhaft Werthvolle von dem Unwesentlichen und nur zeitweise Bedeutsamen zu unterscheiden. Wo man einen über alles kostbaren Schatz zu hüten hat, da wacht man in begreiflicher Sorge auch darüber, daß die Hülle oder das Gefäß, worin er aufbewahrt wird, unversehrt und unverändert bleibe, man übersieht in seinem Eifer, daß die Hülle thatsächlich morsch geworden ist und der Erneuerung bedarf, und um so lebhafter wird man sich gegen Abänderungsvorschläge wehren, je deutlicher zu erkennen ist, daß die, von denen sie ausgehen, den Schatz selbst als entwerthet und fürderhin belanglos hinzustellen bestrebt sind.

So war es früher und so ist es vielfach noch heute. Auf der einen Seite beeilt man sich, jeden wirklichen oder vermeintlichen Fortschritt der Wissenschaft als verhängnißvoll für die überlieferte christliche Lehre zu verkünden. Jetzt ist es die Geologie und ein andermal die Gehirnforschung, welche die unwiderleglichen Argumente für die Unhaltbarkeit der letztern geliefert haben soll. Man steht nicht an, gerade in dieser ihrer gegensätzlichen Spitze den eigentlichen Werth jeder neuen Errungenschaft zu erblicken, wie seiner Zeit Oskar Schmitt, als er es Darwin zum Vorwurfe machte, durch das Zugeständniß einer ursprünglichen Schöpfung weniger einfacher Urformen sich den wichtigsten Bestandtheil der Entwicklungslehre aus den

Händen gleiten zu laſſen. Daß man alsdann von der andern Seite mit einer gewiſſen ängſtlichen Scheu und einer Art geheimen Mißtrauens auf die Arbeit der emancipirten Wiſſenſchaft hinblickt, kann, glaube ich, nicht wunder nehmen.

Und doch ſollte es nicht ſein. Iſt es ja doch katholiſche Lehre, daß zwiſchen Offenbarung und Vernunft, zwiſchen Glauben und Wiſſen ein wirklicher Widerſpruch nicht beſtehe und nicht beſtehen könne. Der Gefahr eines ſcheinbaren, die Gemüther verwirrenden Widerſpruchs aber wird man um ſo wirkſamer begegnen, je mehr man mit den Regeln und Hilfsmitteln wiſſenſchaftlicher Forſchung vertraut und mit ihren ſichergeſtellten Ergebniſſen bekannt iſt. Gar mancher Conflict verſchwindet, ſobald man ſich darüber klar geworden iſt, was auf wiſſenſchaftlicher Seite behauptet wird oder mit Recht behauptet werden kann.

Ich bin kein Anhänger der Entwicklungslehre, huldige vielmehr der Anſicht, daß, an dem ſtrengen Maßſtabe wiſſenſchaftlicher Methode gemeſſen, ein wirklicher Beweis für dieſelbe nicht erbracht iſt, ſondern es ſich lediglich um eine Hypotheſe handelt, welche durch gewiſſe Thatſachen und Beobachtungen nahegelegt wird und ſich dazu der herrſchenden Richtung naturwiſſenſchaftlichen Denkens empfiehlt. Ja noch mehr! Auch bei denkbar glücklichſter Vervollſtändigung des Thatſachenmaterials bliebe die Annahme eines in unmeßbare Vergangenheit zurückreichenden Proceſſes allmählicher Ausgeſtaltung der allein uns bekannten organiſchen Formen eine von uns den Thatſachen unterlegte, keine von den letztern mit logiſcher Stringenz abgenöthigte Vorſtellung. Noch immer beſtände daneben die andere, ebenſo mögliche, daß eine Mannigfaltigkeit der Formen von Anfang an vorhanden geweſen ſei. Aber auch abgeſehen davon: ſelbſt eine endgiltige Bewährung der Entwicklungslehre könnte uns keinen Auf-

schluß geben über den ersten Ursprung. Das Problem ist nicht gelöst, wenn man uns anleitet, den ganzen Reichthum des heute vorhandenen Lebens auf möglichst einfache und unscheinbare Urformen zurückzuführen und das Auftreten dieser letztern als das Ergebniß von Bedingungen zu begreifen, welche der Naturlauf mit sich brachte. Das Problem ist nur zurückgeschoben; denn nun möchten wir wissen, welches die Bedingungen waren, und warum sie damals auftraten, nachdem sie vorher nicht vorhanden waren. Darum haben wir einerseits keinen Grund, irgend einen werthvollen Bestandtheil unserer religiösen Vorstellungen der Entwicklungslehre zu opfern, welche keinen Anspruch auf den Namen einer endgiltig feststehenden wissenschaftlichen Theorie besitzt. Wir haben aber ebensowenig Grund, uns innerhalb des allein ihren Erklärungsversuchen zugänglichen Gebietes ängstlich vor ihrer Erklärungsweise zu hüten. Sie ist an und für sich keine Bestätigung der materialistischen Weltansicht, sondern verträgt sich ebensogut mit der entgegengesetzten theistischen und teleologischen. Dabei zeigt die Geschichte der Wissenschaft, daß auch eine Hypothese, welche keinen Anspruch erheben kann, der zutreffende Ausdruck des Thatbestandes zu sein, oder welche durch den weitern Fortschritt der Erkenntniß wieder beseitigt wird, für längere oder kürzere Zeit der Forschung als erfolgreiches Hilfsmittel zu dienen vermag. Wenn also heute die gesamte, auf die Erkenntniß der organischen Welt gerichtete Wissenschaft von entwicklungstheoretischen Anschauungen beherrscht und geleitet wird, so kann der gläubige Forscher sich ohne Gefahr dieser Richtung anschließen. Er verzichtet damit in keiner Weise auf die Anerkennung einer schöpferischen Welturſache und gibt auch von dem Mosaischen Schöpfungsberichte höchstens Form und Einkleidung preis, sicherlich nicht Wesen und Gehalt.

Auf die hier ſich eröffnende ſpecifiſch theologiſche Frage gehe ich nicht näher ein und erinnere nur beiläufig an die Freiheit der Auslegung, welche ein hl. Auguſtinus ſich dem bibliſchen Texte gegenüber verſtattet hat und verſtatten durfte. Ein anderer Punkt bedarf dagegen einer kurzen Erörterung.

Bekanntlich wird die Entwicklungslehre auch auf den Menſchen ausgedehnt und in der Gegenwart der Satz von der thieriſchen Abſtammung des Menſchen mit einer Zuverſicht auf allen Gaſſen gepredigt, als ob es ſich dabei um ein zweifellos ſichergeſtelltes Beſtandſtück der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß handelte. Daß nun dieſer Satz unvereinbar iſt nicht nur mit dem Wortlaut des bibliſchen Textes, ſondern auch mit dem Inhalte der chriſtlichen Lehre vom Menſchen, iſt mir nicht zweifelhaft, und ich halte jede Conceſſion nach dieſer Richtung für unzuläſſig, aber auch für völlig grundlos. Weder Anatomie noch Phyſiologie, weder vergleichende Zoologie noch Embryologie, und am allerwenigſten die Geſchichte können zum Beweiſe jener Behauptung aufgerufen werden. Die Naturwiſſenſchaft hat kein anderes Material als den Aufweis größerer oder geringerer Aehnlichkeit in der körperlichen Conſtitution und Entwicklung, ſie beſitzt damit kein Mittel, um die Kluft zu überbrücken, welche Menſch und Thier voneinander trennt. Und die Geſchichte, wenn ſie ſich nicht in Willkür und Phantaſterei verlieren, wenn ſie den Boden exacter Forſchung unter den Füßen behalten will, kennt überall nur den Menſchen mit den ſpecifiſchen Merkmalen der Menſchennatur, nirgends eine Spur, welche zu einem in der Vorgeſchichte liegenden Proceſſe hinführte, durch den unter beſtimmten Bedingungen und nach einleuchtenden, in ihrer Wirkſamkeit bekannten Geſetzen die erreichte höchſte Stufe thieriſchen Lebens überwunden werden und das

Fünklein der menſchlichen Vernunft entſpringen mußte. Wenn Hiſtoriker, Nationalökonomen und Juriſten in ihren Conſtructionen mit Vorliebe von der Annahme eines thieriſchen Urzuſtandes ausgehen, ſo huldigen ſie damit einer Modekrankheit, und nicht dadurch bewährt man wiſſenſchaftlichen Sinn und wiſſenſchaftliches Verſtändniß, daß man um ſolch leichthin angewöhnter Denkweiſe willen die chriſtliche Lehre von der Erſchaffung des Menſchen und der auszeichnenden Würde der Menſchennatur beſpöttelt, ſondern dadurch, daß man zwiſchen feſtgeſtellten Thatſachen und bloßen Lieblingsmeinungen oder Vorurtheilen zu ſcheiden weiß. Der chriſtliche Forſcher, der bei Anwendung der Entwicklungslehre auf die lebende Natur einen Vorbehalt bezüglich des Menſchen macht, wahrt ſomit nicht etwa nur den religiöſen Standpunkt, ſondern ganz ausdrücklich den der exacten und ihrer Grenzen ſich bewußten wiſſenſchaftlichen Forſchung.

Dazu kommt noch ein anderes. Wer den Begriff der fides divina verloren oder nie beſeſſen hat, wird dafür halten, daß die hypothetiſche Ergänzung des wiſſenſchaftlich Feſtſtehenden durch Vorſtellungen, welche ſich aus irgend welchen Motiven der Annahme des modernen Forſchers empfehlen, ganz ebenſoviel oder ſo wenig Berechtigung habe wie die überkommenen Vorſtellungen des chriſtlichen Lehrkreiſes. Da wie dort handelt es ſich für ihn um ein bloßes Meinen, auf das wir Menſchen nun einmal nicht verzichten mögen, weil uns der unſerer Natur eingeborene metaphyſiſche Trieb dahin führt, immer wieder die lückenhaften Ergebniſſe unſerer Wiſſenſchaft zu einem umfaſſenden Weltbild auszugeſtalten. Die mehr oder minder geiſtreiche Schilderung eines phantaſiebegabten Gelehrten, dazu beſtimmt, uns eine Phaſe in der Entwicklung unſerer thieriſchen Ahnen zu veranſchaulichen, gilt auf dieſem Stand-

punkte so viel, wenn nicht mehr, wie das christliche Dogma von dem Urstande und Fall des Menschen, von dessen Sinn und Tragweite man zudem recht mangelhafte Kenntniß zu besitzen pflegt. Gerade darum unterliegt man manchenorts so leicht der Gefahr, den sichern Boden der Wissenschaft zu verlassen oder dieselbe durch dichterische Zuthaten von zweifelhaftem Werthe zu compromittiren. Umgekehrt dagegen wird der gläubige Forscher gerade durch seine auf übernatürlicher Gewährleistung beruhende Ueberzeugung von dem Ursprunge und der Würde der Menschennatur dazu angeleitet werden, die Grenzen sichergestellter naturwissenschaftlicher Erkenntniß nicht aus dem Auge zu verlieren. Der Glaube wird bei ihm im Sinne einer Verstärkung des wissenschaftlichen Tactes wirken und ihn somit nur um so besser für das Geschäft der Forschung ausrüsten.

Weit einfacher noch liegt die Sache, wo es sich um Wissenschaften handelt, die aus sich selbst gar keine Berührungspunkte mit religiösen Problemen bieten. Es gibt keine katholische oder protestantische Chemie, keine theistische oder materialistische Physik. Ich sage nicht, daß nicht auch diese beiden Wissenschaften am letzten Ende zu metaphysischen Fragen hinführten, aber in ihrem eigenen Gebiete enthalten sie nichts, was je nach dem religiösen oder philosophischen Standpunkte des Forschers in ein anderes Licht gerückt oder in seiner Deutung durch diesen Standpunkt beeinflußt würde.

Oder wäre vielleicht gerade hierin eine Gefahr zu erkennen? Bekanntlich hat im Alterthume Epikur die Aufgabe der Naturerkenntniß und das, was allein ihr Werth verleihe, darin erblickt, daß sie durch Zurückführung der Erscheinungen auf ihre natürlichen Ursachen die Menschheit von dem Aberglauben und der Furcht vor den Göttern befreie. Sollte in der That die nur den Regeln einer

exacten Methode gehorchende Forſchung dazu führen, Gott und alles Göttliche aus der Natur zu entfernen? Die Vertreter des vulgären Materialismus pflegen dies wohl ſo hinzuſtellen, aber es bedarf nur einer kurzen Beſinnung, um die Grundloſigkeit einer derartigen Behauptung einzuſehen. Ich knüpfe dabei an Gedanken an, die ſchon oben in anderem Zuſammenhange ausgeſprochen wurden.

Daß in der Natur Ordnung und Regelmäßigkeit herrſchen und ein geſetzlicher Zuſammenhang die Begebenheiten verbindet, ſo zwar, daß bei dem Eintritt beſtimmter Bedingungen ſtets und immer wieder beſtimmte Folgen eintreten, iſt uns heute die ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung aller Naturforſchung und Naturerklärung. Auf ihr beruht die Zuverſicht, womit wir dem Ergebniſſe eines Experiments, eines mit genauer Kenntniß aller Umſtände angeſtellten wiſſenſchaftlichen Verſuches entgegenſehen. Die Zuverſicht wäre vollkommen hinfällig, wenn wir die Meinung hegten, die Stoffe, die wir zuſammenbringen, und die Kräfte, die wir in Anwendung ſetzen, könnten unter völlig gleichen Verhältniſſen zu verſchiedenen Reſultaten hinführen. Bleibt der erwartete Erfolg aus, oder zeigt der eingetretene nach irgend einer Richtung eine Abweichung, ſo ſind wir überzeugt, daß die Verhältniſſe eben nicht die gleichen waren, und ſuchen nach den Urſachen der Störung oder nach der Veränderung in den Bedingungen, welche die veränderte Wirkung zur Folge hatte. Aber was uns ſelbſtverſtändlich iſt, war es frühern Generationen nicht ebenſo. Jene Vorausſetzung von der Conſtanz der Natureinrichtung iſt verhältnißmäßig neuen Datums. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts ſpricht der engliſche Philoſoph John Locke von den „traurigen Erfahrungen der Chemiker", welche lehrten, daß Stoffe der gleichen Art keineswegs immer die gleichen Eigenſchaften hätten. Und was eben

hieraus hervorgeht, jene unsere Voraussetzung ist nicht selbstverständlich, sie spricht keine Nothwendigkeit in dem Sinne aus, daß eine gegentheilige Einrichtung unmöglich wäre. Unsere Forschung ist von ihr geleitet, die Festigkeit jedes unternommenen Schrittes beruht auf ihr, und alle bisher unternommenen Schritte haben sie bestätigt; mehr aber läßt sich nicht behaupten, wenigstens nicht, solange wir nicht ganz andere, weit über das Gebiet der erfahrungsmäßigen Forschung hinausliegende Gesichtspunkte mit hereinziehen.

Wenn also der vulgäre Materialismus nicht nur von dem Mechanismus der Naturgesetze wie von einer zweifellosen Wahrheit spricht, sondern auch vorgibt, daß durch dieselbe der Glaube an Weltschöpfung und Welterhaltung, an die Möglichkeit des Wunders und die Wirksamkeit des Bittgebets endgiltig beseitigt seien, so sind das lauter leere und grundlose Behauptungen. Im Gegentheile, der Mechanismus der Naturgesetze und des Naturlaufs, an den uns Wissenschaft und Leben fortgesetzt gewöhnen, den wir um der Wissenschaft willen postuliren müssen und für den wir doch keinen stringenten Beweis besitzen, er wird erst verständlich, wenn wir ihn an eine einheitliche schöpferische Ursache anknüpfen, wenn wir in ihm das festgefügte System von Mitteln erblicken, durch welches Gott seine ewigen Ideen in der Zeit verwirklicht.

Darum kann der gläubige Forscher sich rückhaltslos den Methoden und Voraussetzungen der exacten Naturwissenschaft hingeben. So wenig wird ihm dadurch die Welt entgöttlicht, daß ihm vielmehr allüberall, im Größten wie im Kleinsten, nur das Wort der Schrift entgegenleuchtet: Omnia in mensura et numero et pondere disposuisti (Sap. 11, 21). Und je zahlreicher und energischer gläubige Elemente sich am Ausbau der Wissenschaft betheiligten,

desto mehr würden die Versuche verschwinden, die Ergebnisse derselben als unvereinbar mit den Lehren des positiven Christenthums hinzustellen.

Aber die Aengstlichkeit der Wissenschaft gegenüber hat noch eine andere, gleichsam persönliche Seite.

Von Albertus Magnus erzählt die Legende, daß auf Fürbitte der heiligen Jungfrau drei Jahre vor seinem Tode alle weltliche Wissenschaft von ihm genommen worden sei, damit der Tod ihn wieder in kindlichem Glauben finde. Ihre Grundlage bildet die zuverlässig überlieferte Thatsache, daß der vielbeschäftigte und unermüdliche Gelehrte in hohem Alter vom Verluste des Gedächtnisses betroffen wurde. Aber die Ausdeutung, die uns zuerst am Anfang des 15. Jahrhunderts begegnet und dann mehr und mehr durch Einzelzüge bereichert wird, ist typisch. Sie drückt die Besorgniß frommer Seelen aus, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft den Einzelnen von seinem eigentlichen und allein werthvollen Ziele ablenken könne, daß Ruhm und Erfolg für den Gelehrten leicht die Gefahr einschließe, die Gnade des Glaubens zu verlieren. Melior est profecto humilis rusticus, qui Deo servit, quam superbus philosophus, qui se neglecto cursum caeli considerat, sagt der selige Thomas von Kempen. Als ich Student oder junger Doctor war, schrieb mir einmal ein im katholischen Lager mit Recht hoch angesehener Parlamentarier, dieser Satz sollte als Aufschrift über den Hörsälen der deutschen Universitäten stehen.

Ich weiß doch nicht, ob dies eine in jeder Hinsicht einwandfreie pädagogische Maßregel wäre. Nicht, daß ich jene Besorgnisse damit als unbegründet bezeichnen oder dünkelhafter Aufgeblasenheit das Wort reden wollte. Aber das höhere Ideal ist doch nicht, den Gebrauch der natürlichen Kräfte einzuschränken oder ganz darauf zu verzichten,

aus Furcht, das Uebernatürliche aus den Augen zu verlieren, ſondern vielmehr, die möglichſt geſteigerte Bethätigung der natürlichen Kräfte in den Dienſt des Uebernatürlichen zu ſtellen. Und die Jugend zumal iſt nur für die höchſten Ideale zu gewinnen! Man rede ihr alſo nicht geringſchätzig von der Wiſſenſchaft, in der Meinung, ſie dadurch leichter vor dem Unglauben zu bewahren. In der Gegenwart, wo wir ſozuſagen jeden Tag den Nutzen der Wiſſenſchaft am eigenen Leibe ſpüren, könnte eine ſolche Rede leicht den entgegengeſetzten Erfolg haben. Man warne ſie vor flacher Halbbildung und halbem Wiſſen; hier findet der Hochmuth ſeinen fruchtbaren Nährboden, während echte, wahre, ihrer Mittel und Grenzen ſich bewußte Wiſſenſchaft beſcheiden macht.

Wir brauchen die Wiſſenſchaft, wir brauchen Gelehrte, wir müſſen dafür ſorgen, daß ſich die Unſrigen mehr als bisher an dem Wettbewerb mit den Andersgläubigen betheiligen. Drücken wir immerhin dem Einzelnen, der den mühevollen und dornenreichen Weg zu gehen entſchloſſen iſt, das unſterbliche Büchlein von der Nachfolge Chriſti in die Hand, damit es ihn als Correctiv und Herzſtärkung durchs Leben geleite, aber hüten wir uns, den Eifer zu lähmen, indem wir allzu oft und überlaut von den Gefahren der Wiſſenſchaft reden. Es gibt auch noch andere Gefahren, gegen welche gerade die Verbreitung wiſſenſchaftlicher Denkweiſe einen wirkſamen Schutz bietet. Hiervon muß in dieſem Zuſammenhange gleichfalls noch ein kurzes Wort geſprochen werden.

Der berühmte Liebig ſprach einmal im Colleg von einer Quelle, deren Heilkraft frühere Generationen auf die darüber geſprochenen Weihegebete des Prieſters zurückzuführen pflegten; wir wüßten jetzt, daß die Heilkraft ihren Grund in dem Jodgehalt des Waſſers habe. Ich

fand damals — ich war in meinem zweiten Semester — die Gegenüberstellung recht überflüssig und meinte, ein Gegensatz sei ja gar nicht vorhanden, da in dem umfassenden Weltplan Gottes das Gebet der Gläubigen ganz ebenso seine Stelle habe wie die Wirksamkeit der chemischen Elemente. Dies ist ja nun auch vom theistischen Standpunkte aus unzweifelhaft richtig, aber die Sache hat doch auch eine andere Seite, und so kann die kleine Reminiscenz dazu dienen, den Gedanken zu illustriren, den ich ausführen möchte.

Nur die Wirksamkeit der chemischen Elemente kann in jenem Beispiele für uns Gegenstand des Erkennens und Wissens sein. Eine vernünftige Philosophie belehrt uns allerdings, daß sich aus dem Mechanismus der Naturgesetze kein Einwand gegen den Erfolg des Bittgebetes entnehmen läßt, weil auch der erstere getragen wird von Gottes vorschauender Weisheit und abhängig ist von seiner allein ursprünglichen Macht. Die christliche Religion leitet uns des weitern an, an diesen Erfolg zu glauben, und in gläubiger Zuversicht und ehrfurchtsvollem Staunen wird der Einzelne im einzelnen Falle sich desselben versichert halten. Es besteht also kein Widerspruch zwischen Wissen und Glauben, zwischen der Erklärung einer einzelnen Erscheinung aus den Ursachen, von denen sie abhängt, und der Anerkennung der die ganze Welt durchwaltenden und überragenden göttlichen Allmacht. Aber es besteht auch, wo es sich um die Würdigung bestimmter Vorgänge handelt, kein Weg, der von dem einen zum andern hinüberführt.

Wo wir ein unmittelbares Eingreifen Gottes ahnen, beten wir an. Die Natur suchen wir zu begreifen und ihre mannigfach verwickelten Erscheinungen auf gesetzmäßig wirkende Factoren zurückzuführen. „Nicht das ist zu unter-

suchen," sagt Albertus Magnus, wo er die Aufgabe der Naturforschung bestimmt, „in welcher Weise Gott, der oberste Werkmeister, nach Maßgabe seines freien Willens sich der von ihm geschaffenen Dinge bedient, um Wunder zu wirken, sondern was im Bereiche der Natur, auf Grund der den Dingen eingepflanzten natürlichen Ursachen geschehen kann" (Opp. ed. Jam. II. De coelo p. 75b). Und den gleichen Gedanken hatte schon lange vorher der hl. Augustinus ausgesprochen (Sup. Genesin ad lit. II, c. 1, n. 2).

An einer andern Stelle meint Albert: da Gott seine Wirksamkeit an die Einrichtung und Beschaffenheit der von ihm ins Leben gerufenen Mittelursachen, der Dinge und ihrer Eigenschaften und Kräfte, gebunden habe, sei es den Naturforschern *gestattet*, diese Mittelursachen aufzusuchen (Summa theol. I, 399, a. 461 a ed. Jam.). Das lautet fast, als hätte auch er gelegentlich das Bedürfniß empfunden, das Recht der Wissenschaft gegen überfrommen Eifer zu vertheidigen. Er hätte alsdann weiter gehen und auf die Stelle der Genesis (1, 28) verweisen können, wo den Stammeltern von Gott die *Unterwerfung* der Erde anbefohlen wird. Denn für diese Unterwerfung bildet ja die *Kenntniß* der in der geschaffenen Welt wirksamen natürlichen Kräfte, also jener Mittelursachen, die unentbehrliche Voraussetzung. Nur dadurch, daß es uns gelingt, die Gesetze und Bedingungen ausfindig zu machen, von denen im regelmäßigen Laufe der Begebenheiten bestimmte Wirkungen abhängen, können wir die Natur in den Dienst des Menschen ziehen. Jenes Wort der Schrift sanctionirt somit nicht nur die große Culturaufgabe der Menschheit, sondern auch den Wissenstrieb der Forscher, die in unermüdlicher Arbeit bestrebt sind, alle einzelnen Glieder des Naturmechanismus nach Möglichkeit aufzuhellen.

Daß ſie keine Veranlaſſung und kein Recht haben, über die Feſtſtellung der Mittelurſachen den ſchöpferiſchen Urgrund zu vergeſſen oder gar ihm die Anerkennung zu verweigern, brauche ich nicht nochmals zu wiederholen. Mir liegt im Gegentheile jetzt daran, zu zeigen, daß die auf dieſem Wege erworbene Art und Weiſe, die Dinge zu betrachten, einen wirkſamen Schutz gegen Verzerrungen und Verdunkelungen des Weltbildes, ja ſelbſt gegen religiöſe Verirrungen darbieten kann.

Dem chriſtlichen Mittelalter darf man keinen Vorwurf daraus machen, wenn es ungewohnte Ereigniſſe und ſeltene Vorkommniſſe auf übernatürliche Urſachen zurückführte. Ihm fehlte im weiteſten Umfange die Kenntniß der im Naturlauf wirkſamen Kräfte und der von ihren wechſelnden Combinationen zu erwartenden Leiſtungen. Für die Erfahrungen des täglichen Lebens behalf man ſich mit den mehr oder minder unzureichenden herkömmlichen Erklärungsverſuchen; wo aber etwas Neues, etwas Außerordentliches in den Geſichtskreis trat, war man bereit, die Wundermacht Gottes zu verehren oder die Eingriffe böſer Geiſter zu vermuthen. Was aber damals durch den Stand des Wiſſens und die allgemeine Richtung des Denkens nahe gelegt wurde, wäre heute nicht angängig. Wer dies verkennen wollte, würde nicht nur ſich ſelbſt dem Spotte preisgeben, ſondern auch der Religion, der er zu dienen vermeint, einen ſchlechten Dienſt leiſten.

Auch heute gibt es vieles, was die Wiſſenſchaft mit den ihr zugänglichen Mitteln nicht zu erklären vermag. Diejenigen ſind am meiſten davon durchdrungen, denen das reichſte Wiſſen zu Gebote ſteht. Aber der ungeheure Fortſchritt der Erkenntniß, deſſen die Neuzeit ſich rühmen darf, begründet in uns die zuverſichtliche Hoffnung, daß ſpätern Geſchlechtern die Löſung von Problemen gelingen

werde, die wir zur Zeit vergeblich zu entziffern ſuchen. Man iſt gewöhnt, bei jedem Ereigniſſe nach den nächſten Mitteln ſeiner Verwirklichung zu fragen, nach den Elementen und Bedingungen, die uns im allgemeinen nach ihrer Natur und Wirkſamkeit bekannt ſind und aus deren jeweiliger charakteriſtiſcher Verbindung ſich der beſondere Erfolg des einzelnen Falles ableiten läßt, nach den Mittelurſachen alſo im Sinne der Theologen, und man zweifelt daher zunächſt nicht an dem Vorhandenſein ſolcher Mittelurſachen, auch wenn der augenblickliche Stand der Forſchung dieſelben nicht aufzuweiſen vermag. Daß eine ſolche angewöhnte Denkweiſe keineswegs eine grundſätzliche Läugnung der Möglichkeit des Wunders einſchließt und eine ſolche Läugnung in den wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen eine Begründung nicht hätte, will ich zum Ueberfluſſe nochmals betonen. Wenn ſie aber dazu führt, vermeintlichen Wundern mit Mißtrauen zu begegnen und auf unbeglaubigte Berichte von angeblich geheimnißvollen Vorgängen von vornherein keinerlei Gewicht zu legen, ſo iſt das, glaube ich, kein Schaden.

Es iſt nicht meine Abſicht, mich hier ausführlich mit dem ungeheuerlichen Schwindel zu befaſſen, der ſich an den Namen Taxil knüpft, und den ich nicht anſtehe, als eines der beklagenswertheſten Ereigniſſe der neueſten Kirchengeſchichte zu bezeichnen. Auch bin ich in aller Beſcheidenheit der Meinung, daß die Anwendung einer geſunden theologiſchen Durchbildung hätte genügen ſollen, den Schwindel rechtzeitig zu entlarven. Aber ich glaube nicht fehlzugehen mit der Annahme, daß die Kreiſe katholiſcher Laien, in denen man voll Begierde den angeblichen Enthüllungen der Expalladiſtin lauſchte, vielfach ſich mit denjenigen deckten, in welchen man gelegentlich recht geringſchätzig von der „modernen Wiſſenſchaft“ zu reden pflegt, die

da glaube, alles erweisen zu können und alles beweisen zu müssen.

Was bei der traurigen Angelegenheit unliebsam zu Tage trat, war die in manchen kirchlichen Kreisen vorhandene übertriebene Wundersucht und der Hang, sofort die Einwirkung des Teufels anzunehmen, noch ehe die thatsächliche Grundlage der darauf zurückgeführten Erscheinungen feststeht; es war die Neigung, sich phantastischen Grübeleien über geheimnißvolle Beziehungen zu einer Geisterwelt hinzugeben, statt sich nüchternen Sinnes auf den Boden der Wirklichkeit zu stellen und mit Ernst und Hingebung an den Aufgaben des Lebens zu arbeiten. Dieses und dazu auch wohl der Reiz, sich über die Ungläubigen und Skeptiker, die Rationalisten und liberalen Katholiken im Gefühle gesteigerter Gläubigkeit erhoben zu sehen, — das waren die geistigen Dispositionen, auf welche die Pariser Gaunerbande speculirte und denen sie ihre reiche Beute verdankte. Darum ist es nicht genug, wenn man Léon Taxil den Rücken kehrt und seine lächerlichen und blasphemischen „Enthüllungen" preisgibt. Die Entlarvung des Schwindels müßte wie ein reinigendes Gewitter wirken und alle die ungesunden Nebel verscheuchen, welche eine falsche Mystik aufsteigen läßt.

Es ist ja nicht leicht, über dieses Thema zu reden, zumal als Laie, und gewiß soll man sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Aber so, wie ich es meine, weiß ich mich aus alter Erfahrung im Einklang mit einem hervorragenden katholischen Theologen, der seitdem einen deutschen Bischofssitz ziert. Gegenüber dem gesteigerten Interesse, welches vor Jahren bei den einen die Marpinger Madonnenerscheinung unglücklichen Andenkens, bei den andern die später völlig vergessene Louise Lateau hervorrief, pflegte er darauf hinzuweisen, wie unendlich viel

Werthvolleres doch in dem Glaubens- und Gnadenschatze enthalten sei, den die Kirche tagtäglich den Gläubigen biete, so daß diese nicht nöthig hätten, unbeglaubigten Wundererzählungen und vermeintlichen außerordentlichen Bekundungen des Uebernatürlichen nachzugehen. Dazu kommt noch, daß eine solche Richtung, wenn sie die breite Masse des Volkes ergreift, nothwendigerweise in thörichtem Aberglauben und plumper Materialisirung des Geistigen endigt.

Als Heilmittel dagegen empfiehlt sich die richtige Werthschätzung der Wissenschaft und die methodische Beschäftigung mit derselben. Das meinte wohl auch die hl. Teresa, wenn sie, wie erzählt wird, als Beichtväter für ihre Klöster lieber gelehrte als bloß fromme Theologen haben wollte. Wer gelernt hat, großen und schwierigen Problemen scharf ins Auge zu sehen, wer sich der Mittel und zugleich der Grenzen unserer Erkenntniß bewußt ist, wer da weiß, wie jede Abkehr von den strengen Regeln der Forschung, jede Beeinflussung durch Motive, welche außerhalb des uneigennützigen Strebens nach Wahrheit liegen, unfehlbar auf Irrwege führen, der wird auch gewiß am besten geeignet sein, die „Geister zu unterscheiden" und bloße Phantasmagorien oder auch Ausgeburten einer abergläubischen Sinnesart als solche zu erkennen und rechtzeitig zurückzuweisen. Und wie auf diese Art echt wissenschaftlicher Sinn der wahren Frömmigkeit zu gute kommt, so wird auch erleuchtete Frömmigkeit, welche nicht an Kleinem und Kleinlichem hängt, sondern vom echten Geiste des Christenthums erfüllt ist, der Wissenschaft jederzeit die ihr gebührende Stelle zuerkennen.

Und man fürchte nicht, daß der hier vertretene Standpunkt zu bedenklichen Consequenzen hintreiben könnte. Wer in der Wissenschaft nur die Wahrheit sucht und nichts als

die Wahrheit, der braucht ja nicht zu fürchten, daß ſeine Forſchung ihn jemals in Conflict mit den Lehren der Offenbarung bringen könne. Etwas anderes iſt es freilich um menſchliche Ueberlieferungen und Schulmeinungen, welche der Ablauf der Jahrhunderte mit jenen Lehren in nähern oder entferntern Zuſammenhang gebracht hat. Von ihnen hat ſchon gar manches beſſerer Erkenntniß weichen müſſen, anderes wird folgen, ohne daß darum die Subſtanz des geoffenbarten Chriſtenthums berührt oder gar angegriffen würde.

Damit iſt zugleich ein weiterer Punkt berührt, der noch eine letzte Betrachtung erheiſcht. Zu den Gründen, welche meines Dafürhaltens der vollen Entfaltung wiſſenſchaftlichen Lebens bei uns vielfach im Wege ſtehen, der ungenügenden Werthſchätzung und unberechtigten Aengſtlichkeit und der ungeſunden Vorliebe für das Geheimnißvolle und vermeintlich Uebernatürliche, gehört endlich noch ein übertriebener Conſervativismus.

Ich ſage ſogleich, was ich unter dieſem Conſervativismus verſtehe. Selbſtverſtändlich denke ich dabei nicht an den unabänderlichen Inhalt der kirchlichen Lehre, aber ich rede auch nicht von jenen kirchlichen Einrichtungen, welche der Entwicklung im Laufe des Jahrhunderts unterlagen und weiter unterliegen werden. Ich maße mir nicht an, den berufenen Autoritäten Rathſchläge zu ertheilen oder Neuerungen vorzuſchlagen. Nur um die Stellungnahme wiſſenſchaftlichen Problemen gegenüber handelt es ſich für mich, und auch hierbei nur um diejenigen Gebiete, welche außerhalb der der Leitung des kirchlichen Lehramts unterſtehenden Theologie im engern Sinne gelegen ſind. Unter übertriebenem Conſervativismus iſt alſo zunächſt das ſtarre Feſthalten an überkommenen Lehrmeinungen verſtanden, welche mit dem kirchlichen Dogma

als dem Ausdrucke der geoffenbarten Heilslehre in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen. Das bekannteſte Beiſpiel hierfür bildet die Zähigkeit, mit der noch viele Generationen nach Kopernikus, Kepler und Galilei in kirchlichen Kreiſen das Ptolemäiſche Weltſyſtem vertheidigt wurde.

Kein Einſichtiger, der dies nicht heute beklagte und den Wunſch hegte, die beſſer begründeten neuen Anſchauungen wären raſcher durchgedrungen. Ich habe vorher ſchon auf die Umſtände hingewieſen, welche das entgegenſtehende Mißtrauen und den geleiſteten Widerſtand pſychologiſch verſtändlich machen. Um gerecht zu ſein, darf man auch den ungünſtigen Einfluß nicht vergeſſen, welchen gerade nach dieſer Richtung die abendländiſche Kirchenſpaltung ausüben mußte. Es iſt vollkommen begreiflich, wenn der weithin ſich erſtreckende Abfall von der alten Kirche die Anhänger der letztern aufs äußerſte abgeneigt gegen jedwede Neuerung machte.

Und wird man nicht zugeben müſſen, daß dieſe Tendenz vielfach bis heute nachwirkt? daß wir oftmals geneigt ſind, gegen Angriffe, die von proteſtantiſcher Seite kommen, den Beſitzſtand aufs energiſchſte zu vertheidigen, obwohl es ſich dabei um Dinge handelt, die füglich preisgegeben werden können?

Seitdem der urſprüngliche extreme Supranaturalismus der Reformatoren in ſein Gegentheil umgeſchlagen, iſt die Kritik der Lebensnerv des Proteſtantismus und ſeiner Theologie geworden. Die Kritik, die ſich zuerſt gegen die katholiſche Ueberlieferung richtete, hat längſt auch die Grundlagen alles poſitiven Chriſtenthums ergriffen. Es gilt als der Ruhm der Tübinger Schule, daß ſie „einer vom Banne des Dogmas freien Betrachtung der neuteſtamentlichen Schriften die Wege gewieſen“ habe, und als

anzustrebendes Ziel in der kritischen Erörterung der „Ursprungsverhältnisse neutestamentlicher Schriften" bezeichnet man die „Unbekümmertheit darum, ob die Resultate zu den Voraussetzungen irgend einer Kirche passen". So weit kann selbstverständlich kein katholischer Forscher gehen. Die Bücher des Neuen Testaments anzusehen wie jeden beliebigen Text, der uns aus frühern Jahrhunderten überliefert ist, und ihn allen Schicksalen der Conjecturalkritik und Hypothesenbildung preiszugeben, hindert ihn sein dogmatischer Standpunkt. Hier ist conservatives Festhalten selbstverständlich; es hat sich zudem jetzt schon als die beste Politik erwiesen. Bekannte doch neuerdings Harnack: „Wir sind in der Kritik der Quellen des ältesten Christenthums ohne Frage in einer rückläufigen Bewegung zur Tradition." [1]

Anders aber steht es mit den außercanonischen Denkmälern. Nicht, daß ich einem mehr oder minder geistreichen Sport das Wort reden wollte, welcher in Athetesen schwelgt und keinen größern Triumph kennt als den, eine bis dahin hoch angesehene Schrift eines berühmten Mannes als unterschoben nachweisen zu können. Ich wende mich nur gegen eine Geistesverfassung, welche auf Gebieten, auf denen der wissenschaftlichen Forschung volle Freiheit zusteht, gegen alle noch so begründeten Einwürfe taub ist und an der Ueberlieferung festhält. Und schließlich muß man dann doch nachgeben, wie man bei dem Kopernikanischen Weltsystem nachgegeben hat.

Das ganze Mittelalter hindurch und bis tief in die Neuzeit hinein genossen die theologischen Abhandlungen, welche dem Areopagiten Dionysius, dem Schüler des

[1] Vgl. den Aufsatz von G. Krüger in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 150 vom 9. Juli 1897.

hl. Paulus, zugeschrieben wurden, das höchste Ansehen. Seit dem 9. Jahrhundert gewannen sie einen weitgehenden Einfluß auf die Wissenschaft des Abendlandes. „Den Mystikern dienten sie als Leuchte auf den dunklen Gebieten der Contemplation und Ekstase; den Scholastikern galten sie als Wegweiser in den Speculationen über das Wesen und die Eigenschaften Gottes, über die Idealursachen der Schöpfung, über die Ordnungen der himmlischen Geister; den Asceten gaben sie Aufschlüsse über den dreifachen Weg der Reinigung, der Erleuchtung und der Einigung; den Exegeten und Symbolikern hielten sie das Ideal einer tiefern Auffassung des Schriftwortes und des kirchlichen Ritus vor.“ [1] Die moderne wissenschaftliche Kritik hat den Nimbus zerstört; aus äußern und innern Gründen können die in Rede stehenden Schriften nicht vor der Mitte des 4. Jahrhunderts entstanden sein [2]. „Von wenigen, ganz vereinzelten Stimmen abgesehen, tritt jetzt niemand mehr für die Echtheit der Schriften ein. Eine Gruppe von katholischen und eine noch größere von protestantischen Gelehrten erkennt in dem Verfasser einen bewußten Fälscher, der etwa der Mitte oder dem Ausgange des 5. Jahrhunderts angehört und durch geflissentliches Hereinziehen von Personen und Ereignissen der apostolischen Zeit sich den Anschein geben will, als ob auch er in jener Zeit gelebt und geschrieben habe.“ [3]

Ein solches Ergebniß ist nun freilich recht unerwünscht. Man hört es ungern, wenn gegen einen Autor, den Thomas von Aquin unzähligemal citirt, den das Brevier und der

[1] Bardenhewer, Patrologie S. 288. [2] Ebd. S. 286.

[3] Jos. Stiglmayr S. J. im Histor. Jahrbuch, Jahrg. 1895, S. 253. Derselbe erbringt dort im einzelnen den Nachweis, daß Dionysius in der Lehre vom Uebel den Neuplatoniker Proklus (411 bis 485) als Vorlage benutzte.

Römiſche Katechismus rühmend erwähnen, der begründete Vorwurf erhoben wird, „daß er als wiſſentlicher und vorſätzlicher Betrüger ſchreibt“. Eine Zeitlang ſchien Hiplers geiſtreiche, mit Scharfſinn und Gelehrſamkeit begründete Hypotheſe einen Ausweg zu eröffnen, indem ſie zwar die ſpätere Abfaſſungszeit anerkannte, den guten Glauben des Verfaſſers aber zu retten ſuchte. Vor der genauen Prüfung der Handſchriften hat ſie nicht ſtichgehalten. Der Verfaſſer iſt nicht zu retten.

Gelegentlich kann der Verlauf wohl auch der umgekehrte ſein. Vor 200 Jahren äußerte der proteſtantiſche Kirchenhiſtoriker Arnold zum erſtenmal Zweifel daran, ob die unter dem Namen des Boethius umlaufenden theologiſchen Schriften, welche gleichfalls auf die mittelalterliche Wiſſenſchaft einen großen, erſt neuerdings in das volle Licht geſtellten Einfluß ausgeübt haben, wirklich von dem Verfaſſer der Consolatio philosophiae herrührten. Allmählich befeſtigte ſich die Meinung, daß dies nicht der Fall ſei, ja nicht der Fall ſein könne. Man ging weiter: man behauptete, und fand dabei vielſeitige Zuſtimmung, Boethius, den das Mittelalter als Martyrer verehrte, welcher noch heute in einigen Kirchen Italiens der Ehre der Altäre theilhaft iſt, — ſei nicht einmal Chriſt geweſen. Nun aber trat die Wendung ein. Gründlichere Vertrautheit mit den allgemeinen Zeitverhältniſſen ließ erkennen, daß allen Umſtänden nach Boethius ſchwerlich mehr dem Heidenthume angehören konnte. In der Consolatio philosophiae ſchimmern, wie man ſich überzeugen mußte, durch die antiken Vorbildern nachgeahmte Form deutlich die Spuren chriſtlicher Ueberzeugung durch, und endlich fand ſich auch das lange vermißte äußere Zeugniß für die Abfaſſung der theologiſchen Tractate, für welche zudem die ganze handſchriftliche Ueberlieferung ſpricht.

Was ich alſo empfehle, iſt nicht die Sucht, zu negiren, alte Ueberlieferungen zu zerſtören, ſondern lediglich dies: in wiſſenſchaftlichen Fragen, auch wenn dabei alte Ueberlieferungen im Spiele ſind, die vollſte Unbefangenheit zu wahren und die Entſcheidung ausſchließlich von einer ſorgfältigen Prüfung aller in Betracht kommenden Momente zu erwarten, der innern ſowohl wie der äußern. Das klingt ſelbſtverſtändlich und ſcheint darum überflüſſig, und doch, wie oft wird in der Praxis hüben wie drüben dagegen gefehlt, nicht ſelten in der beſten Abſicht!

Der ſeiner Kirche ergebene Katholik hängt an den alten Ueberlieferungen. Durch die Kette der vorangegangenen Geſchlechter weiß er ſich mit den erſten Anfängen des Chriſtenthums, mit der Zeit der Apoſtel verknüpft; es ſchmerzt ihn, wenn Meinungen, welche der fromme Glaube der Vorzeit hoch hielt, der modernen Kritik zum Opfer fallen, wenn geſchichtliche Perſönlichkeiten, deren Geſtalten die Vorzeit in hellem Lichte ſtrahlen ſah, dieſes Glanzes verluſtig gehen ſollen. In der oben berührten Dionyſius-Frage war für die Vertheidiger der Echtheit Grundgedanke aller vorgebrachten Argumente, „daß ein ſo tiefer, gelehrter, beſcheidener, innig frommer, von der Kirche ſtets hoch geſchätzter Schriftſteller gewiß kein Betrüger ſein konnte“. — Als es ſich darum handelte, den Verfaſſer der ſogen. Philoſophumena zu ermitteln, ſpielte auf Seite derer, welche die jetzt ziemlich allgemein anerkannte Urheberſchaft des Hippolytus bekämpften, unzweifelhaft der Umſtand mit, daß jenes Werk nach Form und Inhalt nicht zu dem Bilde paſſen wollte, welches ſie ſich von einem Papſte der erſten chriſtlichen Jahrhunderte machten. In Frankreich haben die in ſtreng wiſſenſchaftlicher Abſicht unternommenen Unterſuchungen über die Anfänge des Chriſtenthums gewiſſe Kreiſe in Aufregung verſetzt, weil

sie für die Kirchen von Paris und Marseille den rein legendären Charakter der herkömmlichen Meinungen zur Geltung brachten. Es wäre leicht, diese Beispiele zu vermehren.

Nun bin ich weit entfernt, die Gefühle mißachten zu wollen, die hierbei im Spiele sind. Pietät ist bei dem Einzelnen das Zeichen eines tiefen und edeln Gemüths, sie ist zudem ein wichtiger Factor im Völkerleben. Pietätslosen Völkern fehlt ein wirksames Mittel, um den grundlegenden Einrichtungen des Staates die so nothwendige Dauer und Stätigkeit zu verschaffen. Und die katholische Kirche ist wie keine andere Anstalt eine Pflanzschule der Pietät. Aber in der Wissenschaft muß man sich hüten, daß nicht ein an sich schönes und berechtigtes Gefühl das reine Wahrheitsstreben trübe, welches hier allein seine Stelle hat. Jeder Einsichtige wird es beispielsweise Professor Pastor nur zum Verdienste anrechnen, daß er keinen vergeblichen Versuch machte, Papst Alexander VI. reinzuwaschen, sondern der geschichtlichen Wahrheit die Ehre gab. Uebel angebrachte Pietät ist eine der Wurzeln jenes falschen Conservativismus, welcher einer ungehemmten Entfaltung wissenschaftlichen Geistes im Wege steht.

Anderes kommt dazu. Mein verehrter Freund und College, Professor Grauert, pflegt mit Recht zu betonen, daß mit der romantischen Auffassung des Mittelalters, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschte, gebrochen werden müsse. Sie war damals verständlich, durch den Gegensatz gegen die vorangegangene Periode berechtigt und für die Wissenschaft außerordentlich erfolgreich. Historiker, Germanisten, Rechtslehrer und Kunstforscher wurden durch die romantische Ueberschätzung des Mittelalters mächtig angeregt und zu bahnbrechenden Arbeiten veranlaßt. Aber was damals berechtigt war, ist

es heute nicht mehr. Das goldene Zeitalter war in keinem Abſchnitte der mittelalterlichen Geſchichte auf Erden verwirklicht, auch nicht das allein richtige und für alle Zeiten giltige Verhältniß von Kirche und Staat. Bei aller Hochſchätzung der mittelalterlichen Ideen wird der nüchterne Forſcher ſich der Anerkenntniß nicht verſchließen, daß die Thatſachen, die Perſonen und die Einrichtungen vielfach durch einen weiten Abſtand von jenen Ideen getrennt waren.

Auf den Einfluß, den — ganz beſonders vielleicht in Deutſchland — der Gegenſatz gegen die Proteſtanten nach der gleichen Richtung hin ausübt, iſt zuvor ſchon hingewieſen worden. Es iſt ein natürliches Geſetz aller Minoritäten, daß ſie ſich feſt zuſammenſchließen und von ihren Angehörigen verlangen, daß einer für alle und alle für einen eintreten. Wie könnten ſie ſonſt Erfolge erzielen, ja ſich nur in ihrer Eigenart gegen die Uebermacht behaupten? Aber die Unvollkommenheit aller menſchlichen Dinge bringt es dann mit ſich, daß man nicht nur gelegentlich ungerecht wird gegen ſolche, die aus irgend einem Grunde nicht im Gliede mitmarſchiren und eine ſelbſtändige Stellung einzunehmen ſuchen, ſondern auch in dem ängſtlichen Bemühen, jedweder Schwächung der eigenen Poſition vorzubeugen, alles vertheidigt, was nur immer mit derſelben im Zuſammenhange zu ſtehen ſcheint, auch wenn es die Vertheidigung nicht lohnt oder derſelben nicht fähig iſt. Eine Minoritätsſtellung wird ſich jederzeit förderlicher erweiſen für ſtreitbare Apologetik als für objective Forſchung.

Hiermit glaube ich die Frage nach den innern Gründen beantwortet zu haben. Bei ihrer Aufzählung lag mir nichts ferner als die Abſicht, irgend jemand wehe zu thun, als Ankläger aufzutreten oder gar mir eine

Sonderſtellung innerhalb der Kirche anmaßen zu wollen. Die freimüthige Aufdeckung gewiſſer Mängel im eigenen Lager ſchien mir der beſte Weg zur Beſeitigung derſelben zu ſein. Denn um ein tieferes, im Organismus der Kirche wirkſames Uebel handelt es ſich nicht, ſondern um Nebenwirkungen und Begleiterſcheinungen, wie ſie ſich bei der Unvollkommenheit der Menſchen an die größten und glänzendſten Vorzüge anzuheften pflegen. Es gilt, nach wie vor die ewigen Heilswahrheiten höher als alle Schätze irdiſcher Weisheit zu werthen, aber auch menſchlicher Erkenntniß und Wiſſenſchaft die volle Hochachtung entgegenzubringen, die ihr als der ſchönſten unter den natürlichen Gottesgaben gebührt. Es gilt, den ererbten Glauben als ein theures Gut zu wahren und vor jeder Irrung und Trübung zu behüten, aber zugleich ohne Scheu, mit männlicher Zuverſicht das weite Gebiet der Forſchung zu betreten, um in erfolgreicher Arbeit den Schatz des Wiſſens zu bereichern. Es ſoll der Mechanismus der natürlichen Urſachen unſern Sinn nicht derart gefangen nehmen, daß uns die Geſamtheit des Wirklichen in Materie und Bewegung aufgeht, aber wir wollen auch nicht voreilig die Verknüpfung natürlicher Urſachen überfliegen, um uns an vermeintlichen Wundern zu erfreuen. Bei treuem Feſthalten an allem, was einen Beſtandtheil der Glaubenslehre bildet, gilt es zugleich, mit unbefangenem Blick an die mannigfachen geſchichtlichen Ueberlieferungen heranzutreten und ſie mit den Mitteln der Kritik auf ihren Wahrheitsgehalt zu unterſuchen. Das ſind keine neuen und unerhörten Zumuthungen, es ſind Forderungen, die ſich ſämtlich aus dem kategoriſchen Imperativ aller wiſſenſchaftlichen Forſchung ergeben, welcher vorſchreibt, das ehrliche Streben nach Erkenntniß der Wahrheit durch keine Triebfedern anderer Art beeinträchtigen zu laſſen.

6. Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Frage ist durch die vorangehenden Erörterungen unmittelbar nahegelegt worden. Zu ihrer Beantwortung lasse ich zunächst die Rede folgen, mit der ich am 17. August 1897 den vierten internationalen katholischen Gelehrtencongreß in Freiburg i. d. Schw. eröffnet habe. Nach einer kurzen Einleitung, und nachdem ich den katholischen Charakter des Congresses betont hatte, habe ich damals das Folgende ausgeführt:

„Unsere Congresse sind weiterhin wissenschaftliche Congresse. Philosophie und Geschichte, orientalische und klassische Philologie, Rechtswissenschaft und Nationalökonomie, Mathematik und die Naturwissenschaft in ihrem weitesten Umfange werden die Gegenstände zu den viertägigen Vorträgen und Discussionen bieten. Ausschließlich die Regeln der strengen, reinen Wissenschaft sollen für diese Verhandlungen Zielpunkt und Methode liefern. Denn der Grund, auf dem wir stehen, und das Princip, dem wir folgen, ist die Ueberzeugung, daß es keinen Widerspruch gebe zwischen Glauben und Wissen, zwischen dem Inhalte der Offenbarung, den die Kirche uns vorstellt, und den gesicherten Ergebnissen, welche menschliche Forschung zu gewinnen im stande ist. Es gibt keine zweifache Wahrheit. Was der Glaube uns lehrt, was die Vernunft erkennt, es stammt zuletzt aus der gleichen Quelle, aus der einen, allumfassenden göttlichen Wahrheit.

„Kann man darum von einer katholischen Wissenschaft reden? Die Frage läßt sich nicht mit einem kurzen Ja oder Nein beantworten. Gewiß, die Wissenschaft strebt nach Erkenntniß der Wahrheit, und da die Wahrheit nur eine ist und nur eine sein kann, so gibt es auch, von den höchsten Gesichtspunkten aus betrachtet, nur eine und dieselbe

Wissenschaft für Katholiken und Andersgläubige, für Juden und Heiden. Aber nicht in allen einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen ist dieses Ideal wirklich erreicht, schon darum nicht, weil der Charakter derselben ein verschiedener ist, weil nicht alle das gleiche Maß wissenschaftlicher Gewißheit besitzen und über den gleichen Umfang völlig gesicherter Ergebnisse verfügen.

„Vollkommen verwirklicht ist es von der Mathematik. Von jeher war sie Muster und Vorbild stringenter Beweisführung und unerschütterlicher, dem Wechsel der Meinungen entrückter Gewißheit. Es gibt darum auch keine katholische Mathematik im Unterschiede von der protestantischen, sondern nur eine für alle giltige und alle gleichmäßig zwingende mathematische Wissenschaft.

„Ganz ebenso sollte es in der Naturforschung sein, oder vielmehr es ist in eben dem Maße wirklich so, in welchem diese sich der Mathematik annähert und in ihre Erklärungen den mathematischen Calcül einführt. In die Physik, in die Chemie spielt die Verschiedenheit des religiösen Standpunktes nicht hinein. Für sie handelt es sich einzig darum, die Erscheinungen der unbelebten Natur aus den Gesetzen der Bewegung und der Wirksamkeit stofflicher Elemente herzuleiten auf Grund der gegebenen und als constant vorausgesetzten Naturordnung. Die Frage nach dem Ursprunge und der Bedeutung dieser Naturordnung überlassen beide Wissenschaften der Philosophie. Mit den Hilfsmitteln der sogen. exacten Forschung, so virtuos sie dieselben zu handhaben wissen, läßt sich darüber nichts ausmachen; für die erfolgreiche Bethätigung innerhalb ihres eigensten Gebietes kommt darauf nichts an.

„Nicht ebenso steht es mit der Wissenschaft von der lebenden Natur. Daß die Erscheinungen dieser letztern auf eine Mechanik kleinster Theilchen zurückzuführen seien, ist

eine Forderung, von deren Erfüllung wir noch weit entfernt sind. Vieles ist hier noch unserer Erkenntniß verborgen, und vor allem: in den Thatsachen tritt uns hier ein Problem entgegen, welches einer exacten Erklärung aus mechanischen Principien nicht fähig ist. Wohl schließen Aufbau und Lebensgang der Organismen physikalische und chemische Processe ein, aber die einzelnen neben und nach einander verlaufenden dienen der Verwirklichung eines ursprünglichen und vorgreifenden Zweckes. Sie sind einem höhern Gesetze unterworfen, welches sie sämtlich in der Richtung der räumlichen Ausgestaltung wie des zeitlichen Ablaufes nach einem feststehenden Plane ordnet. Das Zustandekommen des Individuums in seiner charakterisirten Beschaffenheit und die Erhaltung der Art bezeugen die Herrschaft dieses Gesetzes; die Mittel, durch die es sich zur Geltung bringt, sind uns unbekannt. Noch ist es keinem gelungen, durch eine nach eigenem Ermessen unternommene Combination physikalischer und chemischer Factoren einen Keim ärmlichsten Lebens hervorzubringen. Und eine zweite und für alle Zeiten unübersteigliche Schranke stellt sich der mechanischen Naturerklärung in den psychischen Thatsachen entgegen. Es gibt keinen Weg, der mit verständlicher Klarheit von den Schwingungen materieller Theile zu Empfindung, Gedanke, Selbstbewußtsein hinüberführte.

„Die Wissenschaft muß diese Grenzen anerkennen. Sie kann, was die Erscheinungen der lebenden Natur angeht, das Thatsächliche reinlich umschreiben und genau feststellen; in exacter Weise erklären aber kann sie nur, was dem Experiment und der mathematischen Berechnung zugänglich ist. Der Mensch aber möchte mehr wissen. Die Constatirungen des Thatsächlichen und die wissenschaftlich sichergestellten Ergebnisse ergänzen wir darum durch mehr oder minder glaubhafte Vorstellungen, durch die wir uns deut-

lich zu machen suchen, wie etwa darüber hinaus das Zustandekommen der Dinge und der Verlauf der Begebenheiten sich denken lasse.

„Die Geschichte der Wissenschaften kennt Hypothesen als Vorstufen fest begründeter Lehrsätze, und sie kann ihrer im Interesse fortschreitender Erkenntniß nicht entbehren. Sie weist andere auf, die nie zu beglaubigten Theorien werden können und doch oft genug damit verwechselt oder fälschlich dafür ausgegeben werden. Von diesen letztern spreche ich hier. Sie bezeichnen die Stellen, an denen die Individualität des Forschers, seine angewöhnte Denkweise, seine Interessen und Neigungen, seine gesamte Weltanschauung, sein religiöser oder irreligiöser Standpunkt sich geltend machen.

„Um zu verstehen, was ich meine, braucht man nur an die sogen. Entwicklungslehre zu erinnern, die, wie bekannt, die biologische Forschung der Gegenwart im weitesten Umfange beherrscht. Mit ihrer Hilfe soll der Zweck, der sich der mechanischen Erklärung nicht fügen will, dadurch aus der lebenden Natur beseitigt werden, daß das, was sich uns heute als zweckmäßig aufdrängt, als nothwendiges Ergebniß eines in der Vergangenheit liegenden rein mechanischen Processes begriffen wird.

„Daß eine solche Auffassung schlechthin und unter allen Gesichtspunkten verwerflich ist, behaupte ich nicht, nur muß man sie als das geben und nehmen, was sie allein ist, eine hypothetische Aufstellung, welche gar niemals zu einer wissenschaftlich feststehenden Theorie erhoben werden kann. Denn auf einen derartigen in der Vergangenheit liegenden Proceß läßt sich nur mit größerer oder geringerer Zuversicht zurückschließen; daß er wirklich stattgefunden habe, dafür ist ein zwingender Beweis nicht zu erbringen. Weit entfernt, daß die Entwicklungslehre, wie fälschlich behauptet

wird, die endgiltige Bestätigung der materialistischen Weltanschauung brächte, ist es im Gegentheil nur materialistisches Vorurtheil, was ihre Aufnahme unter die sichergestellten Lehrsätze der Wissenschaft beansprucht. Der katholische Forscher, der sich diesem Vorurtheile nicht beugt, der insbesondere die Anwendung der Entwicklungslehre auf die vermeintliche thierische Abstammung des Menschen verwirft, wahrt nicht nur das Recht seiner entgegengesetzten christlichen Weltanschauung, er wahrt zugleich die strenge Ehre der Wissenschaft, welche nur das als vollgiltigen Lehrsatz ausspricht, was sie mit ihren Mitteln zuverlässig beweisen kann.

„Es gibt keine gläubige und keine ungläubige Naturwissenschaft, solange dabei nur an jenen Theil theoretischer Naturbetrachtung gedacht wird, für welchen ausschließlich die strengen Normen der exacten Forschung maßgebend sind. Rechnet man aber dazu auch die mancherlei unbewiesenen und unbeweisbaren Vorstellungen, durch welche da und dort die Lücken vollwichtiger Erkenntniß ausgefüllt zu werden pflegen, so ist die Anmaßung zurückzuweisen, welche hier nur materialistischer Denkweise Bürgerrecht verstatten will, und wir verlangen für uns das Recht, die Natur in dem hellen Lichte zu betrachten, das über sie aus dem christlichen Glauben strömt.

„Auch eine confessionelle Philosophie sollte es nicht geben, sondern nur eine einzige philosophische Wissenschaft, welche mit der einen wahren Religion in vollem Einklange stände. Und doch sprechen wir von einer katholischen Philosophie und werden in absehbarer Zeit von einer solchen sprechen müssen. Und dabei denke ich in diesem Zusammenhange nicht einmal an die in engerem Sinne mit diesem Namen bezeichnete, an die traditionelle Philosophie unserer Schulen von Boethius und Alcuin her, durch Albert und Thomas und die Scholastiker der spätern Jahrhunderte

hindurch, bis auf die Gegenwart. Die Eigenart der Philosophie bringt es mit sich, daß mit der Individualität des Forschers auch sein religiöser Standpunkt — wenn er einen solchen besitzt — weit stärker zur Geltung kommen wird, als dies in der Naturwissenschaft der Fall ist, und das Credo ut intellegam auch den natürlichen Wahrheiten gegenüber seine Wirkung übt. Nicht daß es gestattet wäre, Glaubenssätze mit philosophischen Argumenten zu vermischen und die Consequenzen eines Dogmas zur Stütze einer philosophischen Lehrmeinung zu verwerthen: auch für die Philosophie, solange sie Wissenschaft bleiben will, darf kein anderer Maßstab Giltigkeit beanspruchen als der von dem strengsten wissenschaftlichen Verfahren dictirte. Und doch ist es selbstverständlich, daß wir katholische Philosophen festhalten an dem Dasein des persönlichen Gottes, an der Geistigkeit und Unsterblichkeit der Seele, an der Freiheit des Willens und dem Bestande eines allverbindlichen Sittengesetzes. Des wissenschaftlichen Charakters aber würden wir nur dann verlustig gehen, wenn wir diese großen Wahrheiten, die uns freilich vor allem am Herzen liegen, mit andern Gründen beweisen wollten als mit denen, die wir aus Vernunft und Erfahrung schöpfen, und die sich vor dem Richterstuhle der Logik auszuweisen im stande sind.

„Wenn wir uns somit zur Metaphysik bekennen, welche seit 100 Jahren als falsche Scheinwissenschaft gebrandmarkt oder als Begriffsdichtung verspottet zu werden pflegt, so tröstet uns der Umstand, daß allen skeptischen Einwendungen zum Trotz der menschliche Geist es nicht lassen kann, nach einer Antwort auf die Frage nach den letzten Gründen der Dinge zu suchen.

„Noch ein kurzes Wort über die Geschichte. Sie zeigt uns gleichsam ein doppeltes Antlitz. Nach der einen Seite die Sammlung des Materials, die Erforschung der Quellen,

die kritische Würdigung der Berichterstatter zur Feststellung der Thatsachen. Hier muß der Forscher sich aufs ängstlichste hüten, seinem Fühlen und Meinen, seiner Sympathie und Antipathie den kleinsten Raum zu verstatten. Die Erkenntniß dessen, was wirklich geschehen ist, muß das einzige Ziel seines Strebens bilden, und zur Erreichung desselben können ihm allein die strengen Regeln wissenschaftlichen Verfahrens behilflich sein. Hier ist vollkommenste Objectivität nach innen sittliche Pflicht, nach außen das Unterpfand der Glaubwürdigkeit. Aber in der Geschichtserzählung, in der Zusammenfassung der einzelnen und für sich auch vereinzelten Thatsachen, in dem Aufsuchen der Gründe, in der Würdigung der Personen und Ereignisse, da liegt es anders. Nur im Geiste des Forschers gewinnen die Thatsachen einer todten Vergangenheit Licht und Zusammenhang.

„So schließt die Geschichtserzählung von vornherein ein subjectives Element ein, das sich nur schwer, wenn überhaupt, eliminiren läßt. Hierzu bedürfte es in jedem Falle der Bekanntschaft mit allen äußern Umständen und allen innern Motiven einer geschichtlichen Begebenheit. Nur zugleich mit abschließender Gewißheit ließe sich vollkommene Objectivität der Darstellung gewinnen, aber weitaus in den meisten Fällen müssen wir uns mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit begnügen und bleibt unser Wissen Stückwerk.

„Und auch der denkbar höchste Grad historischer Gewißheit in Bezug auf die Erklärung einer Begebenheit würde noch nicht völlige Objectivität in ihrer Beurtheilung mit sich führen. Die Würdigung der Personen und Ereignisse wird je nach dem Standpunkte des Forschers sehr verschieden ausfallen, solange dieselben noch irgend einen Zusammenhang mit dem Leben der Gegenwart besitzen und

den Interessen, die es beherrschen. Wenn also der katholische Historiker bei jener Würdigung den Maßstab anlegt, den er seinem katholischen Bekenntnisse entnimmt, so thut er nicht etwa nur, was er nicht lassen kann, sondern er macht von seinem guten Rechte Gebrauch, vorausgesetzt, daß er in der Feststellung des Thatsächlichen sich rein und ausschließlich von dem Streben nach Erkenntniß der Wahrheit leiten läßt.

„Gibt es also eine katholische Wissenschaft? Die kurzen Erwägungen haben gezeigt, in welchem Sinne die Frage zu bejahen ist. Unter katholischer Wissenschaft verstehen wir die Wissenschaft katholischer Gelehrten, welche in allen rein wissenschaftlichen Fragen keine andern Regeln kennen als die des allgemeinen wissenschaftlichen Verfahrens, welche aber überall da, wo unbeschadet diesen Regeln der Standpunkt des Forschers seinen Ausdruck finden darf oder finden muß, ungescheut die Fahne ihrer aus übernatürlichem Grunde stammenden Glaubensüberzeugung aufpflanzen, fest durchdrungen von dem Satze, daß zwischen Glauben und Wissen kein Widerspruch möglich ist, solange der Glaube wirklicher, auf göttlicher Offenbarung ruhender Glaube, und das Wissen wirkliches, vor keiner kritischen Prüfung zurückschreckendes, aber auch keiner grundlosen Behauptung Raum verstattendes Wissen ist."

Zwei Bemerkungen mögen dem hier Gesagten ergänzend hinzugefügt werden. Die erste führt zu dem Ausgangspunkte der ganzen Erörterung, der Tagesfrage, zurück. Sorgen wir dafür, daß die Vertreter der katholischen Wissenschaft in dem oben festgestellten Sinne an Zahl immer mehr zunehmen! Das ist eine Ehrenpflicht, welche das katholische Volk zu erfüllen hat. Je mehr sich katholische Gelehrte mit Eifer und Erfolg auf den verschiedenen Gebieten bethätigen, je mehr sie durch ebenbürtige Leistungen

die Anerkennung der Fachmänner erringen, desto mehr müssen die Vorurtheile schwinden, die man gerade in gelehrten Kreisen so häufig katholischem Wesen entgegenstellt. Was auf politischem Gebiete möglich geworden ist, muß auch auf andern Gebieten möglich sein. Wer heute auf 30 Jahre zurückzublicken vermag, weiß, in welchem Maße in den Anfängen dieser Periode die deutschen Katholiken im öffentlichen Leben angefeindet wurden, wie geringfügig ihr Einfluß war, wie sie selbst in den Parlamenten von fruchtbarer Mitarbeit ausgeschlossen blieben. Das ist anders geworden. Ich rede nicht von der Machtstellung des Centrums im deutschen Reichstage, denn eine solche besteht nicht, wohl aber davon, daß die frühere Culturkampfstimmung dort selbst in den Reihen derjenigen Parteien, welche vormals ihre hauptsächlichsten Träger waren, nur noch vereinzelte Vertreter hat, und ein auf gegenseitiger persönlicher Achtung beruhendes Zusammenarbeiten der getrennten Fractionen an den großen gemeinsamen Aufgaben möglich geworden ist. Das gleiche muß auch in der Gelehrtenrepublik zur Durchführung gelangen, die katholische Wissenschaft muß sich innerhalb derselben die ihr gebührende Stellung und Anerkennung verschaffen.

Sodann aber — und das ist das zweite, was noch gesagt werden sollte — bin ich der Meinung, daß eine nachdrückliche und allseitige Betonung des katholischen Standpunktes nur dem gesamten wissenschaftlichen Leben der Gegenwart zu gute kommen wird. Wer dasselbe mit unbefangenem Blicke prüft, wird zwei Uebel nicht übersehen, von denen es bedroht ist. Das eine, am meisten in die Augen fallende, daher schon des öftern hervorgehobene, ist die fast bis zur äußersten Grenze durchgeführte Specialisirung. Die ungeheure Bereicherung des Stoffs, die scharfsinnige Erfindung der besondern, den Beobachtungsobjecten

entsprechenden Methoden und nicht zum wenigsten auch die Erwägung, daß erst die genaue und gewissenhafte Erforschung des Einzelnen zur Aufstellung weiter reichender Gesetze berechtige, haben eine Theilung und Zersplitterung der Fächer zur Folge gehabt, welche auf die Dauer Einseitigkeit und geistige Verengung nach sich ziehen muß. Ueber dem Eifer, auf dem erwählten kleinen und kleinsten Gebiete das Beste zu leisten, geht die Fähigkeit verloren, die Einzelerkenntniß in geordneter Zusammenfassung einem größern Ganzen einzufügen. So läuft die Wissenschaft Gefahr, aus einem Factor höherer Geistesbildung zu einem Handwerk herabzusinken, dessen Kunstgriffe man sich auf mechanischem Wege, durch Nachahmung und Uebung anzueignen vermag. Wissenschaftliche Arbeit sollte den ganzen Menschen adeln; aber wie kann sie das, wenn sie unter Abwendung von allen höhern Fragen nur in der mühevollen Erforschung des Details ihre Befriedigung sucht? Wahre Wissenschaft bedarf der Ideen, durch welche das Zerstreute und Getrennte in Zusammenhang gebracht und über weite Gebiete Licht verbreitet wird.

Man kann den hervorgehobenen Mangel auch so ausdrücken, es sei der modernen Wissenschaft in weitem Umfange der philosophische Geist abhanden gekommen. Sah doch schon Plato das auszeichnende Merkmal des Philosophen in der Fähigkeit, das viele Einzelne in der Einheit einer Gesamtanschauung zusammenzufassen. Auf die gleiche Ursache wird man alsdann einen zweiten Mangel zurückzuführen haben, ich meine den vielerorts sich breit machenden Positivismus, der nur das für bare Münze gelten lassen will, was den Stempel der Erfahrung an sich trägt, und alles, was der Erfahrung entzogen ist oder über die Erfahrung hinaus liegt, für bloßen Scheinwerth erklärt. Ich habe oben nachgewiesen, daß ein solcher Standpunkt

wissenschaftlich gar nicht haltbar ist, vielmehr die Erfahrung selbst oder das, was dafür ausgegeben wird, seine Bewährung durch das reflectirende Denken finden muß. Aber in der Hast, sich die Schätze anzueignen, welche der methodisch geleiteten Erfahrung abzugewinnen sind, hat man keine Zeit, Reflexionen über Grundlage und Tragweite aller Erfahrung anzustellen. So werthet man das, was man allein kennt oder zu kennen glaubt, und verschließt sich in trotziger Selbstgenügsamkeit der Einsicht, daß diese ganze Welt des Empirischen nur ein Ausschnitt, und zudem ein durch mannigfache Bedingungen und Voraussetzungen vermittelter Ausschnitt aus der Gesamtheit des Wirklichen ist, und daß vor ihr, hinter ihr und über ihr die dem Denken zugängliche Welt des Geistigen liegt.

Diese Mängel in der Gegenwart überwinden zu helfen, scheint mir recht eigentlich die katholische Wissenschaft berufen zu sein. Dem katholischen Gelehrten erschließt sich jene höhere Welt nicht erst durch mühsame Operationen des philosophischen Denkens, er erfaßt sie im Glauben. Der Glaube an einen überweltlichen, persönlichen Gott, an einen Zusammenhang von diesseits und jenseits, an die göttliche Leitung der Menschengeschichte wird an keiner Stelle die Unbefangenheit seiner Forschung beeinträchtigen, aber ihn zugleich befähigen, die Ergebnisse der verschiedenen Wissenschaften in ihrem wahren Werthe zu erfassen, indem er sie in das Licht seiner auf übernatürlichem Grunde ruhenden Welt- und Lebensanschauung rückt und ihrem Zusammenhange einordnet. Der zersplitternden und zerstäubenden Analyse wird er unwillkürlich ein Streben nach Synthese und Verknüpfung des Mannigfaltigen entgegenstellen. Viel Wesens braucht er daraus nicht zu machen, es ist die selbstverständliche Consequenz des von ihm eingenommenen Standpunktes.

Hier liegt die große Aufgabe, welche unsere theologischen Facultäten im Organismus der Universitäten zu erfüllen haben. Durch ihre bloße Existenz protestiren sie gegen einseitigen Empirismus und Materialismus, verkünden sie den Bestand und den überragenden Werth einer Welt des Intelligibeln, üben sie einen Einfluß aus, dem sich wohl das einzelne Mitglied, niemals aber die Körperschaft, der sie angehören, im ganzen zu entziehen vermag. Damit zahlen sie zurück, was sie ihrerseits empfangen. Dem Mittelalter galt die Theologie als die Krönung des Gebäudes, zu welchem die weltlichen Disciplinen den Unterbau lieferten. Der Werth dieser letztern wurde in dem Dienste erblickt, den sie der Theologie leisteten. Davon ist heute nicht mehr die Rede; die weltlichen Wissenschaften haben sich längst aus diesem Dienstverhältniß emancipirt und sind ihre eigenen Wege gegangen. Trotzdem hat auch heute noch die Theologie ein Interesse daran, an den Universitäten vertreten zu sein. Die specifisch theologische Bildung kann zwar ohne Zweifel auch in Seminarien und Klosterschulen, die vielfach in hoher Blüthe stehen, erworben werden, der Vorzug der Facultäten aber liegt in der Berührung und dem Austausch mit den übrigen Wissenschaften, wozu sie fortwährend die Möglichkeit bieten, in der steten Fühlung mit den verschiedenen Strömungen und den die wissenschaftlichen Kreise bewegenden Tagesfragen, die an den Centren des geistigen Lebens, den Universitäten, mit besonderem Nachdrucke hervortreten. Nicht nur die Historiker unter den Theologen müssen hiervon Nutzen ziehen, sondern ebenso die Apologeten und Moralisten; und wenn auch der Dogmatiker für den eigentlichen Inhalt seiner Wissenschaft keine unmittelbare Förderung von den Errungenschaften der andern zu erwarten hat, so wird doch auch auf ihn die Atmosphäre, in der er sich seiner Stellung

nach bewegt, anregend und erfrischend wirken. Das alles kommt dann naturgemäß den Lernenden zu gut, für welche zudem der Besuch der Universität der Abschluß ihres wissenschaftlichen Bildungsganges ist.

Ich schließe mit einem Ausspruche des hl. Ignatius von Loyola, welcher Aufnahme in die Constitutionen des Jesuitenordens gefunden hat und auf den neuerdings von verschiedenen Seiten hingewiesen worden ist: „Die Beschäftigung mit der Wissenschaft, wenn sie mit dem reinen Streben eines Gottesdienstes getrieben wird, ist gerade darum, weil sie den ganzen Menschen erfaßt, nicht weniger, sondern noch mehr Gott wohlgefällig als Uebungen der Buße.“ [1]

[1] Gothein, Ignatius von Loyola (Halle 1895) S. 420.

Weitere Werke von Georg Freiherrn von Hertling.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik.

8°. (VIII u. 574 S.) *M.* 5; geb. in Halbfranz *M.* 6.80.

„. . . Augenblicklich dürfte es kaum ein Buch geben, das so sehr geeignet wäre, einerseits in prägnantester Form Aufklärung zu geben über die Grundbegriffe der Lehre vom Staat, andererseits das Verständniß zu eröffnen für die actuellsten Fragen unseres heutigen politischen Lebens, wie die ‚Kleinen Schriften zur Zeitgeschichte und Politik' von Georg Freiherrn von Hertling, die soeben erschienen sind. Wenn wir das Buch empfehlen, so haben wir natürlich nicht nachbetende, sondern nachdenkende Leser im Auge. Für den Vulgus, der einem Namen nachläuft und, ehe er eine Ansicht über Gott und Ewigkeit sich bildet, vorher anzufragen sich verpflichtet hält, was die Fraction zuletzt darüber beschlossen habe, für diesen Vulgus schreiben wir nicht und hat Frhr. von Hertling nicht geschrieben. Die Fragen über Recht, Staat, Kirche und was damit zusammenhängt sind von solcher Natur, daß unser Wissen darüber stets Stückwerk bleiben wird, das Beste daran ist Sache des Glaubens. Das reine Streben eines erleuchteten Geistes wird den, der sich ihm offenen Auges und mit dem Drange nach Wahrheit zugesellt, stets fördern auf dem Wege, wo er die für seinen Glauben fruchtbarste Wahrheit findet. Als ein erleuchteter, vom reinsten Streben erfüllter Geist erscheint uns Freiherr von Hertling in der vorliegenden Sammlung kleinerer Schriften."

(Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Berlin 1898. Beilage Nr. 2.)

„. . . Mit formvollendeter Darstellung verbindet die Schrift allseitig wissenschaftliche Tiefe, Gediegenheit ohne Pedanterie, umfassende Gründlichkeit. Das unverkennbare ideale Bestreben, der Wahrheit und Gerechtigkeit und ihr allein zum Siege zu verhelfen, beherrscht das ganze Werk wie jede einelne Untersuchung. Stets maßvoll, der Freiheit wie der Ordnung, den Hohen wie den Niedrigen, allen Klassen und Ständen der Gesellschaft zuerkennend, was sich gebührt, zeigt uns der Verfasser den sichern Weg durch die mannigfachen socialen und politischen Wirrnisse der Gegenwart. Nicht bloß jene, welche in dankbarer Verehrung auf Herrn von Hertling als ihren Lehrer hinblicken dürfen, werden sich an dieser neuen Gabe ihres geistigen Führers erfreuen, auch alle, die überhaupt nach zuverlässiger Orientirung in den unsere Zeit bewegenden Fragen suchen, finden hier die theoretisch und praktisch besten Aufschlüsse."

(Heinrich Pesch S. J. in den Stimmen aus Maria-Laach 1898. 4. Heft.)

„Der Verfasser behandelt die großen Zeitfragen so, wie man es von einem philosophisch gebildeten, dabei weltmännischen und sprachgewandten Katholiken von gemäßigter und humaner Gesinnung erwartet. . . ."

(Grenzboten. Leipzig 1898. 29. Heft.)

„Das Sammelwerk verbindet wissenschaftliche Tiefe und eindringende Gründlichkeit mit formvollendeter Darstellung. Bei der Vermeidung aller gelehrt thuenden Pedanterie eignet sich diese Sammlung interessanter und lehrreicher Abhandlungen und Reden für recht weite Leserkreise. . . ."

(Westfälischer Merkur. Münster 1898. Nr. 10.)

„. . . Hertling ist auf dem Gebiete des solialen und socialpolitischen Lebens ein Mann, dem man gern zuhört. Seine hier wiedergegebene Arbeit

X 94c

Weitere Werke von Georg Freiherrn von Hertling.

über Naturrecht und Socialpolitik ist trefflich. Ein strenger Katholik, ist er doch nicht blind für die Mängel der eigenen Glaubensgenossenschaft und für die Vorzüge anderer. Wer die Stellung eines verständig denkenden Katholiken zu den Fragen der gesellschaftlichen Gegenwart kennen lernen will, findet an ihm einen guten Wegweiser."

(Deutsche Evangelische Kirchenzeitung. Berlin 1897. Lit. Beilage Nr. 15.)

„Der Verfasser ist ein wissenschaftlicher Mann, der ernst denkt und strebt und dessen Schriften Beachtung verdienen. . . ."

(Literarisches Centralblatt. Leipzig 1898. Nr. 8.)

„. . . Die feine und geistvolle Art des Verfassers, die überall in das Wesen der Dinge einzudringen bemüht ist, wird seinen Ausführungen viele Freunde sichern. . . ." (Sociale Praxis. Leipzig 1897. Nr. 18.)

Aufsätze und Reden socialpolitischen Inhalts. 8°. (VIII u. 258 S.) *M.* 2.40.

„Das Buch gewährt eine vollständige und klare Orientirung über den Wandel in den Anschauungen über die sociale Frage, über das Verhalten der einzelnen Parteien zu derselben, besonders über die principielle Stellung und Thätigkeit der Centrumsfraction gegenüber dem schrankenlosen Individualismus und dessen Aufgabe gegenüber den staats-socialistischen Bestrebungen." (Literar. Rundschau. Freiburg 1884. Nr. 19.)

John Locke und die Schule von Cambridge. gr. 8°. (XII u. 320 S.) *M.* 5; geb. in Halbfranz *M.* 7.

„Als Schriftsteller zeichnet sich Hertling wie als Lehrer aus durch eine seltene Klarheit, Schärfe und Eleganz der Darstellung. Sein Blick dringt überall auf das Wesentliche und den Kern der Sache, und was er ins Auge faßt, stellt sich der objectiven Anschauung in seiner vollen und ganzen Realität dar. Neben der treffenden Sicherheit geht eine objective Ruhe der Auffassung, welche jederzeit das Einfließen subjectiver Elemente zurückzuhalten und alle störenden und ablenkenden Gesichtspunkte zu beseitigen weiß. Diese Vorzüge machen sich nun ebensosehr in den historischen wie in den systematischen Arbeiten Hertlings geltend. Mit der gleichen Vorurtheilslosigkeit tritt Hertling an das historische Weltsystem heran, wie er dem jede Gegenwart bedrängenden Weltprobleme ins Auge sieht. Daher ist er in den historischen Abhandlungen über Albert d. G. und Locke ebensoweit entfernt, auf Grund einer einmal festgebildeten Weltanschauung dem einen alle Unklarheiten und Widersprüche nachzusehen und den andern wegen seiner Oberflächlichkeit zu schulmeistern, als er in metaphysischen Untersuchungen nur immer die Seite berücksichtigen würde, welche etwa die Scholastiker in den Vordergrund rücken. In seiner epochemachenden Schrift über die Grenzen der Naturwissenschaften gesteht er der modernen Empirie den weitesten Raum ein und will nicht mehr an Scholastik retten, als eben zu retten ist.

„Die vorliegende Schrift, womit uns Hertling beschenkte, gibt nicht nur eine klare und verständliche Darstellung der Lockeschen Philosophie, sondern berichtigt in wesentlichen Punkten die gang und gäbe Auffassung derselben in den Geschichtsbüchern der Philosophie. . . ."

(Dr. G. Grupp in der „Augsburger Postzeitung" 1893. Beil. Nr. 1.)

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE [redacted]

DUE MAY 27 '40

Educ 4618.99.4
Das Princip des Katholicismus und d
Widener Library 005258862
3 2044 079 768 529

u Freiburg im Breisgau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Staatslexikon.

Herausgegeben im Auftrage der

Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

durch

Dr. **Adolf Bruder,**

nach dessen Tode fortgesetzt durch

Julius Bachem,

Rechtsanwalt in Köln.

Fünf Bände. Lex.-8°. (XXVI S. u. 7318 Sp.) *M.* 69; geb. in Original-Halbfranzband *M.* 81.

Erster Band: Aargau bis Corpus iuris. (VIII S. u. 1598 Sp.)
Zweiter Band: Costarica bis Großstädte. (IV S. u. 1648 Sp.)
Dritter Band: Grotius bis Oekonomie. (IV S. u. 1540 Sp.)
Vierter Band: Oesterreich-Ungarn bis Schweiz. (IV S. u. 1288 Sp.)
Fünfter Band: Schwerin bis Zwischenherrscher. (VI S. u. 1244 Sp.)

„Das Lexikon, ein Staats- und Gesellschaftslexikon, nicht ein Rechtslexikon im engern Sinne des Wortes, legt das Hauptgewicht auf die Erörterung der fundamentalen Begriffe von Religion und Moral, Recht und Gesetz, natürlichem und positiven Recht, von Staat und Kirche, Familie und Eigenthum. Bei der Behandlung der volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Fragen werden mit allem Nachdrucke die von allen menschlichen Verhältnissen unabtrennbaren sittlichen und religiösen Gesichtspunkte zur Geltung gebracht. Wenn auch, wie sich dies aus der Natur der Sache ergibt, für einzelne Fragen die feststehenden Principien der kirchlichen Lehre und der katholischen Wissenschaft maßgebend sind, so charakterisirt gleichwohl das Werk eine Toleranz, die selbst Neider und Feinde der katholischen Kirche, falls ihnen der Sinn für gerechte und parteilose Beurtheilung gegnerischer Schöpfungen nicht ganz abhanden gekommen ist, werden anerkennen müssen.

„Für die Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes liefert der Umstand einen Maßstab, daß mehr als 3000 staatswissenschaftliche Termini zur Aufnahme gelangen. Es ist klar, daß ein derartiges Unternehmen nicht nur Anerkennung verdient, sondern daß es auch kräftigst unterstützt werden muß, und dies wird in erster Linie geschehen können durch die möglichste Verbreitung des Werkes, das ja die Zierde einer jeden Bibliothek bildet."

(Oesterreichisches Litteraturblatt. Wien 1896. Nr. 22.)